Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 2 Leipzig, den 10. Januar 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Epiphanias — Von dem gegenwärtigen Stande der Schriftfrage: 3. Vermittelnde Anschauungen — Die Gesellschaften für ethische Kultur: 2 — Die württembergische fünfte Evangelische Landessynode — Charles Darwin. Ein Charakterbild: 2. Darwin als Gelehrter — Lebe. Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius — Verschiedenes: Erfreuliches aus der kirchlichen Presse; Die Weihnachtsnummer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung; Hans Sachs und seine Zeit; Die Frauenfrage; Frauengenossenschaft zur Förderung des Obst- und Gartenbaus; Die Freunde der Mäßigkeitssache; Nach Schluß der Redaktion — Quittung — Anzeigen

Epiphanias

Von seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist durch Mose gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christ geworden. Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündiget. Joh. 1,16 ff.

Christ sein, das heißt: aus Christi Fülle nehmen Gnade um Gnade. Es ist ein Dasein anders als unter dem Gesetz Moses, getragen von einer Gotteserkenntnis, die wir allein Christo verdanken.

Die Frommen des alten Bundes haben auch eine Gotteserkenntnis gehabt, aber die versinkt hinter der durch Christus uns geschenkten Wahrheit. Von Erscheinungen Gottes in Menschengestalt, in Engelsgestalt, im Feuer und im stillen Sausen erzählt das Alte Testament, aber es lohnt dem Johannes nicht davon zu reden: gesehen hat Gott allein Christus. Und wir sind nun Gottes Kinder, aber dennoch bleibt Christus der eingeborne, einzige Sohn, der seines gleichen nicht hat. Stehn wir dem Herzen Gottes nahe, Christus sitzt in des Vaters Schoße, und alle die Liebe Gottes zu uns, wir kennten sie nicht, hätte der Sohn sie uns nicht verkündiget.

Aus solcher Hoheit und Herkunft des Gottessohnes schlossen die christlichen Denker früherer Zeiten auf die Größe seiner Wohlthat. Dieser Weg, den genialer niemand gegangen ist als eben Johannes im Prolog seines Evangeliums, dieser Weg war der gewiesene und beliebte Weg für Theologie, Predigt und Unterricht jahrhundertelang. Wir müssen in unsern Tagen einen andern Weg und eine andre Weise von Christo und seiner Wohlthat zu reden kennen für uns wie für die andern, die noch ferne stehen. Wir müssen uns halten an seine Erscheinung, um von ihr zu schließen auf seine Hoheit und Herkunft, an den Inhalt seines Evangeliums, um von da aus seine göttliche Art zu begreifen. Zum Glück ist das der Weg, den Gott die ersten Christen auch geführt hat. Und im Grunde ist darüber die viel gescholtne Theologie unsrer Tage einig. Wenn sie fest einsetzt bei der menschlichen Erscheinung Jesu, so stellt sie damit für all unser weiteres Nachdenken, Ahnen und Schauen uns auf den von Gott selbst gegebnen Grund. Sie verweist uns damit aus dem Bereiche der Tradition und Spekulation heraus in die Evangelien hinein und an das Christusleben drin, und sie bezeugt ihren Christusglauben damit, daß sie das Zutrauen hegt: ist Er einmal dort gefunden, so wird er die, die seine Jünger werden, weiter in alle Wahrheit leiten.

Werden wir Christi Jünger, so macht er uns frei vom Gesetz, selbst vom Gesetz Moses. Es ist wahr, Christus hat auch Gebote gegeben, er hat die Gebote Moses nicht aufgehoben, sondern verinnerlicht, verschärft: es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! Aber indem er den Willen Gottes den Seinen ins Herz, ins Gewissen, in die Gesinnung hinein schrieb, zerbrach er die steinernen Tafeln und nahm das Joch des unfreien Gehorsams von unsrer Schulter. Die Wahrheit von Gott ist, daß er Gnade ist, die Wahrheit von seinem Willen ist, daß es ein guter, gnädiger Wille ist: das glauben wir, das ist das innere Licht, das uns aufgeht in der Erscheinung Jesu Christi und eine vollkommne Umwälzung in uns hervorbringt. In solchem Glauben fragen wir nach unsers Gottes Willen, lieben sein Gesetz: so ist es kein Gesetz mehr, sondern Wohlthat, Gnade, heiligstes Bedürfnis für uns. Das und nichts andres ist der „Gehorsam des Glaubens."

Indem wir so im Glanze der Erscheinung Christi leben, nehmen wir aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Was er uns verkündigt, das ist nicht etwas, das wir mit dem Verstand oder wider den Verstand uns aneigneten als eine Fortsetzung oder Verneinung unsrer natürlichen Erkenntnis. Das ist etwas schlechthin Neues, von dem aus alles andre eine neue Beleuchtung und Bedeutung für uns empfängt. Wie wenn einem Herzen die Liebe aufgeht, das giebt eine große Umwandlung aller Werte. Aehnlich erlebt man die Erscheinung Christi in ihrer Wirkung auf uns. Christliche Erkenntnis hat die Art, daß sie nicht ist ohne praktische Erfahrung. Ob ein zum Tode verurteilter Verbrecher begnadigt ist, das lernt er nicht, das erlebt er. Ob jemand uns Freund oder Feind ist, das erfährt man. Und nun, ob der allmächtige Gott uns zürnt oder uns lieb hat, das müssen wir erst recht erleben und erfahren. Es muß uns ja auch gesagt werden, aber Tausenden wird es gesagt, und sie haben davon nichts; wen es aber im Herzen und Leben trifft, den hält es fest, und er nimmt aus dieser Erfahrung Gnade um Gnade.

Also gilt es ganz und gar, die Erscheinung Jesu Christi zu erleben. Wie sollen wir das machen! Wir, die wir nicht mit ihm sein irdisches Leben teilen durften? Ich weiß keinen andern Weg als den, an die von ihm verkündigte Wahrheit unser Leben zu wagen. Er redet von einem Gott, der Sünde vergiebt: wage es darauf hin, mit deiner Schuld zu Gott zu kommen, ob er auch deinem Gewissen Frieden geben möge. Er verlangt von dir, daß du endlich gut und fromm wirst: wage es im Vertrauen auf ihn, ein neues Leben anzufangen, unter den Versuchungen der Welt deinen bösen Trieben zu widerstehen und auf Sieg zu hoffen. Er redet dir zu, dein Kreuz auf dich zu nehmen: wage im Vertrauen auf ihn nicht zu zagen, nicht zu verzweifeln in deiner Trübsal und auch aus ihr eines Gottessegens gewärtig zu sein. Er will dich auch im Tode getrost sehen, nennt sich die Auferstehung und das Leben: wage es drum und befiehl deinen Geist, wenn dein Stündlein kommt, ihm nach in des Vaters Hände, der ein Gott der Lebendigen ist und nicht der Toten. Der Glaube ist ein Wagnis, das ist wahr. Aber wer bei diesem Wagnis dahinter gekommen ist, daß das der gerade Weg ist, um zum Frieden zu kommen und Gnade um Gnade zu empfangen aus unversieglicher Fülle,

der lobt Gott um der Erscheinung Jesu Christi willen und stimmt fröhlich mit ein:

Wir sehn Dein freundliches Angesicht
Voll Huld und Gnade wohl leiblich nicht;
Aber unsre Seele kanns schon gewahren,
Du kannst Dich fühlbar genug offenbaren
Auch ungesehn! R

Von dem gegenwärtigen Stande der Schriftfrage

3. Vermittelnde Anschauungen

Es giebt Stimmungen, wo man solche Leute, die unbefangen-verständnislos an den Problemen der biblischen Wissenschaft vorübergehen, beneiden möchte. Vielleicht wird es auch in der gährenden Uebergangszeit notwendig sein, daß sich immer noch Vertreter dieses naiven Standpunkts finden, ja daß sie auch ihre Position mutig und selbstbewußt verteidigen. Viele wird es aber nicht mehr geben, die den Fragen der gewissenhaften Bibelforschung wirklich ins Gesicht gesehen haben und dann doch unbeirrt in der bedingungslosen Verehrung des überlieferten Buchstabens beharren können. Im Gegenteil, gerade die Hochschätzung des durch den Buchstaben überlieferten Gotteswortes mußte fromme Theologen veranlassen, sorgfältig zu prüfen, wie es um die Zuverlässigkeit des überlieferten Textes stehe. Nicht der Unglaube, sondern die Achtung vor dem göttlichen Inhalt ist die Mutter der biblischen Kritik, insbesondre der Textkritik gewesen, wie sie von dem ehrwürdigen Johann Albrecht Bengel eingeführt wurde.

Es giebt eine „gläubige Kritik," und zwar nicht bloß eine solche des Textes. Diese unbequeme Wahrheit den widerstrebenden Pastorenkreisen des Ostens, sowie der Gemeinde selbst unermüdlich und unerschrocken nahegebracht zu haben, ist das unleugbare Verdienst des verstorbnen Königsberger Theologen Professor Grau. Er wagte es, seinem großen Erlanger Meister v. Hofmann nachzusprechen: „Die Bibel ist etwas Besseres als ein fehlerloses Buch." Er will nicht nur mit diesem Schatz des Wortes Gottes, den wir „in irdnen Gefäßen haben," gearbeitet wissen, sondern auch an ihm, und zwar in unbestochner Wahrheitsliebe und mit nachdrücklicher Bekämpfung der „falschen Verherrlichung" der Schrift, zunächst der alttestamentlichen:

> Man hat dem Alten Testament eine Hoheit und Herrlichkeit, eine Irrtumslosigkeit und Schönheit sonder Flecken und Runzel angedichtet, der nur eins fehlt, die Wahrheit und das Wohlgefallen dessen, der die Wahrheit ist.

Und nicht nur das; man lernt in diesem, nach eignem Wunsche zurechtgemachten Begriff und Bild von dem Wesen des Wortes Gottes gerade das Große nicht kennen, das uns Gott durch die thatsächlich gegebne Knechtsgestalt seines Wortes zeigen will:

> Ist die Selbstdemütigung und Selbstaufopferung unsers Gottes Inhalt der heiligen Schrift, so sollen wir nicht der Wahrheit widerstreben, wenn statt einer von uns begehrten Herrlichkeit der Schrift durch die kritische Arbeit unsrer Tage vielmehr ihre Demut und Niedrigkeit zum Vorschein kommt.

Sträuben wir uns dagegen, so machen wirs wie Petrus, der ruft: Das darf dir nicht widerfahren! und müssen gerade dadurch dazu kommen, den Herrn zu verleugnen.

Fragt man nun angesichts der unvermeidlichen kritischen Schmelze, die an der Bibel vorgenommen wird, ängstlich: Was bleibt vom Alten Testament?*) so hat Grau in richtiger Unterscheidung von Gottes Wort und Bibel die gut evangelisch-gläubige Antwort:

> Ob auch manchem der kritische Prozeß, in dem eben das Alte Testament sich befindet, den Eindruck machen mag, daß hier alles in Flammen stehe, so soll er doch wissen, daß Gottes Wort eben jener Busch ist, den Moses in Flammen stehen sah, und der doch nicht verbrannte.

Auch auf Hofmannschem Standpunkte steht Lic. L. Stählin, Pfarrer in Bayreuth, gegenwärtig, nach dem Tode der Führer, wohl einer der ersten Vorkämpfer seiner kirchlichen Richtung.

*) Diese Ausführungen sind aus Graus Vortrag: Was bleibt vom Alten Testament? Gütersloh, Bertelsmann, 1891; vgl. dazu seinen Vortrag: Zur Inspirationslehre und zum ersten Kapitel der Bibel.

Er setzt sich aber in seinem Vortrag: Christentum und heilige Schrift wesentlich prinzipieller mit der großen Frage aus einander, als Grau es thut; ja er sucht dem Problem wirklich auf den Grund zu gehen. Das Christentum, führt er aus, kann seine Wahrheit nicht erst in seiner Uebereinstimmung mit der Bibel haben, weil diese in ihrem Hauptteil, dem Neuen Testament, erst ein Erzeugnis des Christentums ist, nicht umgekehrt das Christentum auf der Schrift beruht. Nur der in sich selbst gegründete und durch sich selbst gewisse Christenglaube macht uns der Schrift gewiß. Wenn nun der Christenglaube der Bibel einen so hohen Wert, eine göttliche Würde beimißt, so haben wir zu deren Beweise nicht das veraltete Rüstzeug der altdogmatischen Theorien ins Feld zu führen, „sondern ein Verfahren einzuhalten, das dem gegenwärtigen Erkenntnisstande der Theologie und Kirche entspricht." Die alte Vorstellung irrt vor allem darin, daß sie die heilige Schrift mit dem Worte Gottes identifizirt, als ob es außer der Bibel kein Wort Gottes gäbe, das sich ebenfalls durch das innere Zeugnis des heiligen Geistes bewährte. Wäre die Schrift das alleinige Mittel, durch das wir zum seligmachenden Glauben gelangen können, so müßte man ja, mit Lessing zu reden, erst lesen gelernt haben, um selig zu werden. Stählin weist außer auf die bekannten Einwendungen von der Inspiration der betreffenden Vokale u. s. w. sehr geistreich auch darauf hin, daß bei diesem mechanischen Inspirationsbegriff gerade der eigentliche Begriff der „Inspiration," der Begeistung, verloren gehe, da diese ihrem Wesen nach doch in die freie Innerlichkeit des Menschenlebens falle. Wir dürfen aber nicht „parteiisch sein für Gott" und „sollen nicht für die Ehre Gottes und seines Wortes mit Argumentationen eintreten wollen, die keine Wahrheit in sich selbst haben."

In jeder Beziehung soll ja die christliche Wahrheit „mehr menschliches Gesicht zeigen" im Vergleich zur ältern kirchlichen Theologie, die das Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen im Christentum nicht der Wahrheit entsprechend zu fassen vermochte. Das wesentliche, geschichtlich bedingte Gepräge der Bibel kommt unverkennbar in den mannigfachsten Zügen zum Ausdruck. Wie sonst die Geschichtsschreiber des Altertums die Reden großer Männer in freier Reproduktion wiedergeben, so geschieht es auch in der heiligen Schrift. Und wie sonst in der alten Geschichtsschreibung sprechen auch in der Bibel Personen, die redend eingeführt werden, in der Sprache und Ausdrucksweise des Erzählers, z. B. Johannes der Täufer und Jesus in der des Evangelisten Johannes. Die neutestamentlichen Schriftsteller reden aus ihrer Zeit für ihre Zeit. Die geschichtlich bedingte Färbung der heiligen Schrift gilt es anzuerkennen, und man hat sich nicht einmal durch die Erkenntnis beirren zu lassen, daß z. B. „in Bezug auf den Entwicklungsgang der alttestamentlichen Geschichte manches in verändertem Lichte sich zeigt," oder daß möglicherweise einige Schriften mit Unrecht Aufnahme in den Kanon gefunden haben. Nur dem Versuch ist entgegenzutreten, die alttestamentliche Heilsoffenbarung in natürliche Geschichte umzusetzen und aufzulösen; aber die menschlich-geschichtliche Auffassung der Bibel bildet „einen unveräußerlichen Ertrag der Geschichte der neuern Theologie."

Ob es nun Stählin trotz dieser prinzipiellen Anerkennung der historisch-kritischen Schriftforschung gelingt, doch die spezifische Inspiration der Bibel noch festzuhalten, das näher zu verfolgen ist hier nicht der Ort. Er will den Vorgang der Inspiration bestimmen als die Einheit göttlicher Einwirkung in freier menschlicher Aktivität, giebt aber zu, daß sich die Inspiration nur über das erstreckt, „was Sache der Heilswahrheit ist, über andres nur, soweit es zur Heilswahrheit in wesentlicher Beziehung steht" — eben das Hofmannsche Prinzip. Hiernach wäre also die Bibel nicht mehr als schlechthin inspirirtes, wunderbar von Gott gegebnes Buch zu denken, sondern die Unterscheidung von Inspirirtem und Nichtinspirirtem fiele der Kritik zu, sei es der Kritik der Wissenschaft oder der persönlichen Glaubenserfahrung; ein Einwand, der auch schon vor den baltischen Professoren gegen Professor Volck erhoben wurde. Die Behauptung der Inspirationsidee trotz der Preisgabe der Unfehlbarkeit der heiligen Schrift würde sich also bei Stählin

wie bei vielen andern auf den Glaubensgedanken reduziren, daß auch bei der Möglichkeit des Fehlens und Irrens in der heiligen Schrift sie doch damit nicht aufhöre, Gottes Wort zu sein. Jedenfalls ist nach Stählin der Glaube an die Inspiration der heiligen Schrift nicht Voraussetzung des Heilsglaubens, sondern dessen Frucht, wenn auch die heilige Schrift als mitwirkende Bedingung der Heilserfahrung vorausgesetzt wird.

Wenn sie also auch noch nicht die vollen Konsequenzen zieht, so ist Stählins besonnene Darlegung doch wohl geeignet, manchen, der sich vor der gottlosen Kritik bekreuzigt, zum Nachdenken und zur Gewinnung eines richtigen Verständnisses für das wahre Wesen der heiligen Schrift zu führen. Es ist bezeichnend für den gegenwärtigen Stand der Sache, daß solch ein Vortrag auf der Pfingst-Pastoralkonferenz in Leipzig 1892 möglich war, während die in der Form zwar schärfer zugespitzte, der Sache nach aber dieselbe Anschauung vertretenden Thesen von Kier und ihre Diskussion auf einer theologischen Konferenz noch ein Jahr vorher in Schleswig-Holstein selbst von einem Generalsuperintendenten für unmöglich erklärt wurden!*) Beiden Theologen ist die heilige Schrift trotz Anerkennung der Kritik Gottes Wort.

Weiter noch geht Professor Schlatter, der Vertreter des spezifischen „Biblizismus“ auf preußischen Universitäten, der ein Jahr später die Pastoralkonferenz der Wupperthaler Festwoche mit einem Vortrag über den Glauben an die Bibel belehrte und erbaute. Er kann von Glauben an die Bibel natürlich nur in dem Sinne reden, daß er Bibel metonymisch für Gottes Wort nimmt; in Wirklichkeit erleidet dieses Urteil „die Bibel ist Gottes Wort“ und der Gedanke „Glaube an die Bibel“ doch eine wesentliche Einschränkung:

Wer in der Schrift Gott sucht, Gott hört, Gott erkennt, Gott bejaht, dem ist sie zum Glaubensgrunde geworden; der hat wirklich dem Schriftwort Glauben erzeigt. Der Glaube an die Bibel bejaht sie als Gottes Wort an uns.

Also nicht jede Verehrung, die wir der Bibel erweisen, und jedes Ja, das wir ihrem Inhalt geben, will Schlatter als Glaube an die Bibel anerkennen; vielmehr redet er gar ernst von einer ungläubigen Verehrung der Bibel, die mit der Bibel sich Gott verdeckt, die wir nicht weniger zu fürchten haben als ihre ungläubige Verachtung. Ja es giebt „ein ungläubiges Glauben an die Bibel,“ genau ebenso, wie es ein ungläubiges Glauben an die Kirche und an die Sakramente, ja selbst an Christus giebt, das mittelst dieser Dinge sich Gottes zu entledigen strebt, indem es sie als Surrogate für Gott benutzt. Alle Heiligtümer sind ja beständig in Gefahr, in ihr Gegenteil verkehrt zu werden dadurch, daß sie geehrt werden an Gottes Statt; denn die menschliche Religionsgeschichte ist Bildnerei des Götzen. Das Merkmal der ungläubigen Verehrung ist, daß sie der verschlossenen Bibel erwiesen wird, nicht der geöffneten, der nicht gelesenen und nicht verstandnen, sodaß man zur Bibel Ja und gleichzeitig zu Gott Nein sagt.

Warm tritt nun Schlatter natürlich für den so bestimmten Glauben an die Schrift ein; für den Glauben an das Wort, das uns als zweites Glaubensmotiv neben dem Werke Christi dargereicht sei, auf welch letzteres man den Glaubensgrund nicht einseitig beschränken sollte. Aber dieser Glaube an die Schrift schließt die historische Schriftforschung durchaus nicht aus, ja es kann normalerweise zwischen beiden nicht einmal zu einer Reibung kommen. Allerdings ist beiderlei Schriftgebrauch wohl zu unterscheiden:

Der Exeget sucht das Bibelwort verstehend zu durchdringen und gräbt nach den Wurzeln, aus denen es erwachsen ist, und mißt es nach seinem Wahrheitsgehalte und bestimmt seine Grenze, an der seine Geltung zu Ende ist. Der Glaubende öffnet sich selbst dem Schriftwort, läßt sich selbst von demselben messen und richten und sich selbst von demselben das Gepräge geben und die Grenzen setzen. Während wir bei allem Begreifen über dem Gegenstande stehen und uns seiner inwendig bemächtigen, stellen wir uns im Glaubensakt unter das Wort und sind von ihm ergriffen und ergreifen das, wovon wir ergriffen sind. . . . Das Problem Glaube und Forschung ist unsterblich und tritt mit jeder neuen Wendung des geistigen Lebens neu hervor, genau in derselben Weise wie die Spannung zwischen Glaube und Werk in jeder Periode der Kirche und in jedem Christenleben zum Vorschein kommt und immer aufs neue die Lösung verlangt. In der Schriftfrage sind es unsre eignen Vorstellungen über die Bibel, die uns am meisten hindern und unsre Glaubensübung stören. Zerschneidet und verdunkelt die historische Schriftforschung wirklich den Zusammenhang der Schrift mit Gott? Hat sie die Kraft gehabt, dieselbe profan und leer zu machen? Ist wirklich sie die Schuldige, wenn wir durch das Schriftwort nicht mehr Gott hören und nicht mehr zum Glauben an dasselbe gelangen? Ich verneine dies.

*) Vgl. Jahrgang 1891 Nr. 31 und 40; 1892 Nr. 4.

Zur Ergänzung möchten wir, um dieser vermittelnden Richtung möglichst gerecht zu werden, in diesem Zusammenhange noch Kübel nennen. Sein Buch: Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie (2. Auflage, 1893) ist für unsre Frage deshalb so lehrreich, weil seine Zusammenstellung der Anschauungen von allen führenden Theologen auch den Laien einen überraschenden, für manchen gewiß erschütternden Blick thun läßt in die Zerstörungsarbeit, die gerade an dem Fundamente der „kirchlichen“ Theologie und Glaubensvorstellungen von ihren eignen Leuten angerichtet ist. Kübel muß „als solche modern-positiven Theologen, die in der Inspirationslehre sich dem Liberalismus nähern,“ Kähler, teilweise Frank und Geß nennen. Kähler stellt das Schriftwort mit dem fortgehenden, z. B. dem heute vorhandnen „Gotteswort in der Kirche“ auf einen Fuß; Geß in seiner Beugung vor der historisch-kritischen Forschung „vereinigt staunenswert liberale mit staunenswert orthodoxen Sätzen“; nach Frank ist die Inspiration des Schriftworts nur graduell, nicht spezifisch verschieden von der des göttlichen Worts überhaupt, und die Inspiration ist den Aposteln als Gliedern der Urgemeinde zuzuschreiben. Kübel erklärt nun, Franks Darstellung nicht ganz zu der seinigen machen zu können, aber er bedauert das (S. 212 f.). Er selbst bekennt sich mit Dieckhoff, Dorner und Beck zu der „entschieden biblisch-gläubigen, positiven Anschauung, die aber auf alles Mechanische und Wunderhafte verzichtet.“ Auch für Kübel ist die durch die Inspiration zustande kommende Erkenntnis der Apostel „nicht bloß und unmittelbar göttlich gegeben, sondern nur mittelbar göttlich gewirkt.“ Unmittelbar sind überhaupt nur die Personen inspirirt; ihr Wort ist als Zeugenwort von der Offenbarung mittelbar inspirirt. Das schriftliche Amtswort steht dem mündlichen gleich.

Aber der psychologische Prozeß selbst bei der Inspiration der Personen und ihres Redens ist einfach der gewöhnliche, und auf diesem Wege vermag auch der Offenbarungsgeist selbst nicht mehr, als die möglichst reine und adäquate Erkenntnis der Offenbarung in die möglichst adäquate Aussprache dieser Erkenntnis hervorzubringen. Wir sagen „möglichst,“ d. h. so wie es Menschen möglich ist, also kann von absoluter Irrtumsfreiheit des einzelnen Wortes an und für sich nicht die Rede sein.

So urteilt Kübel, der den andern Säulen der „positiven“ Theologie, Kähler, Frank und Geß Annäherung an den Liberalismus vorwerfen zu dürfen glaubt und sich selbst zu den „eigentlichen und konsequenten Vertretern des positiven Prinzips“ zählt und „die sogenannte kirchliche Inspirationsanschauung in der Hauptsache“ festzuhalten meint! v R

Die Gesellschaften für ethische Kultur

2

Wir fragen nach den Mitteln, von denen die Gesellschaft eine Förderung und Reform des Sittlichen in unserm heutigen Gesellschaftsleben erhofft, und ihrem Werte, zugleich nach der Klarheit und einleuchtenden Kraft ihres obersten Grundsatzes.

In erster Linie kommt hier für uns die ganz besondre Wertung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Beweises in Betracht. Aus den zitirten Sätzen Jodls*) war zu ersehen, wie in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur die wesentliche Förderung und Weiterführung des ethischen Gesamtbewußtseins von einer Befruchtung des praktischen Lebens durch die Wissenschaft, auch umgekehrt der Wissenschaft durch die Aufgaben des praktischen Lebens erwartet wird. Sätze von ganz ähnlichem Inhalt finden sich auch in dem Aufruf des Ethischen Bundes: in diesem Punkte scheint also Uebereinstimmung innerhalb des ganzen Bundes zu herrschen. Ich gedenke mich im Folgenden jedoch zunächst nur mit der ganz entschlossenen und

*) Vergl. Spalte 8 f. der vorigen Nummer.

konsequenten Wertung der Wissenschaft und des Beweises auf dem Gebiete des Sittlichen auseinanderzusetzen, also namentlich mit den Wortführern der deutschen Bewegung. Daß mit dem Folgenden der Standpunkt eines Ethikers wie M. Salters nicht getroffen ist, weiß ich.

Zwei Fragen oder Bedenken stelle ich jener Anschauung gegenüber.

Zunächst: Giebt es eine Wissenschaft der Ethik im strengen Sinne des Wortes, wie es eine Wissenschaft der Medizin, Chemie, Physik u. s. w. giebt, — eine Wissenschaft mit einem ganz bestimmt abgrenzbaren eignen Gebiet? Dann hätte man allerdings das Recht zu sagen: So lächerlich es wäre, einen Mediziner, Chemiker u. s. w. nach seinen metaphysischen und religiösen Ueberzeugungen zu fragen und von diesen den Wert seiner Wissenschaftlichkeit abhängig zu machen, ebenso thöricht ist es, nach den religiösen und metaphysischen Ueberzeugungen eines Ethikers oder einer ethischen Gesellschaft zu fragen. — Doch hier liegt eben ein verhängnisvoller Irrtum vor. Medizin, Naturwissenschaften, Mathematik sind deshalb für sich bestehende, in sich abgeschlossene Wissenschaften, weil hier ein bestimmtes, abgegrenztes Gebiet, das festen und unveränderlichen Normen untersteht, zur Bearbeitung gegeben ist. Die Zusammenhänge ihres Gebiets mit dem Gesamtdasein, die weitern Voraussetzungen und letzten Daseinsgründe ihres bestimmten Arbeitsgebietes geht die Forscher hier, was die unmittelbaren Ziele ihrer Wissenschaft betrifft, wenig an, sie können sich in deren Bereiche weithin nach allen Seiten bewegen, ehe sie auf jene Grundfragen stoßen. Ganz anders verhält es sich mit der Wissenschaft der Ethik: der Organismus der menschlichen Gemeinschaft ist kein so unmittelbar gegebner wie das Gebiet jener Wissenschaften, er ist ein gewordner, noch werdender und sich entwickelnder. So ist es unmöglich, den Sinn und die Gesetze seines Daseins festzustellen ohne einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft, ohne Fragen nach dem Woher und Wohin, nach den Gesetzen seiner Entwicklung. Die Ethik hängt so aufs engste zum mindesten mit geschichtsphilosophischen Fragen zusammen. Ja, um noch konkreter zu reden: es sollte doch klar sein, daß das eine große Grundproblem der Ethik, das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, die Abgrenzung der sozialen Pflichten und der unveräußerlichen Rechtsansprüche des Individuums, nur in Verbindung mit einem geschichtsphilosophischen Problem gelöst werden kann, das sich etwa so formuliren läßt: Worin besteht der Sinn des Lebens des Menschengeschlechtes — in dem vollen und reichen Leben, das jeweilig die einzelne Generation in der Gegenwart führt, oder in dem, was man Kulturfortschritt, Fortschritt der Humanität nennt? Und ich behaupte weiter, daß diese Frage mit ihren tiefsten Wurzeln hineinreicht in das Gebiet des Transzendenten und immer nur — bewußt oder unbewußt — in der Verbindung mit metaphysischen Ueberzeugungen von dem Zusammenhang des menschheitlichen Daseins mit dem Gesamtdasein gelöst wird. Die Ethik ist keine für sich bestehende, auf sich selbst ruhende Wissenschaft; bei den ersten Schritten, die der Ethiker thut, steht das Gesamtdasein der Welt mit seinen gewaltigen und rätselvollen Problemen vor ihm. Daß er einige Schritte in seinem Gebiet hie und da thun kann, daß er Einzelfragen lösen kann, ohne über sein Gebiet hinauszugeraten, soll gar nicht geleugnet werden. Aber das bleibt bestehen, daß er in seiner Forschung in einem ungleich höhern und andern Maße als z. B. der Naturforscher von jenen „unbequemen" Fragen eingeengt und umgeben ist. Und somit fallen alle jene auf den ersten Blick faszinirenden Folgerungen, die auf der falschen Gleichstellung der Ethik mit den „exakten" Wissenschaften — Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften — beruhen.

Stärkere Bedenken aber drängen sich noch auf gegen jene Ueberschätzung des Wertes der ethischen Wissenschaft im Dienste der Moral. Es will uns wenigstens so scheinen, als ob jene konsequenten Verfechter des Beweises und der Wissenschaft in der Begründung der Moral damit begönnen, daß sie Grunddaten der noch vorhandnen lebendigen Moral, die doch nach eignem Geständnis nicht beseitigt, sondern nur vertieft werden sollen, verleugnen. Die Verbindung von Religion und Moral, die durch eine lange und folgenreiche gemeinsame Geschichte

beider geweiht ist, wird hier aufgehoben! Man wende nicht dagegen ein, daß Religion und Moral aus zwei verschiednen Wurzeln stammen und im Anfang ihrer Geschichte unabhängig neben einander existirt hätten. Das ist sicher richtig und unbestreitbar. Aber ebenso gewiß ist das andre, daß die Verbindung und immer innigere Durchdringung dieser beiden Faktoren des menschlichen Geisteslebens mit den größten Fortschritten seiner Geschichte unlösbar verbunden ist. In ihr und durch sie wuchsen und wurden beide zu dem, was sie geworden sind, in dieser Verbindung wurde die Religion über die Form rohen, barbarischen, individuellen Aberglaubens zu der gemeinsamen heiligen Ueberzeugung gesitteter Völker erhoben, und der Moral erwuchs der Begriff heiliger Verpflichtung und Verantwortlichkeit und unmittelbar gewisser der Berechnung und dem Egoismus des Einzelnen entzognen unbedingten Forderungen der Pflicht. Man könnte allerdings den gewichtigen Einwand erheben, daß jenes Stadium der Moral, in dem sie sich in Verbindung mit der Frömmigkeit entwickelte, nunmehr ein überwundnes und hinter uns liegendes sei. Aber zugegeben, daß das Bewußtsein jener Verbindung vielfach zu schwinden droht: jene thatsächliche Entwicklung der Sittlichkeit und ihr Resultat beherrscht auch noch das heutige Geschlecht. So lange das Bewußtsein von der unmittelbaren und auf sich selbst ruhenden Heiligkeit der Pflicht und der unbedingt fordernden Art des Sittengesetzes noch kräftig und lebendig ist, so lange die unmittelbare Ueberzeugung noch lebt, daß Sittlichkeit und Forderungen der Pflicht und des Gewissens etwas durchaus Andersartiges, Ernsteres und Höheres seien als Forderungen der Sitte, der Gesellschaft, des auf ein harmonisches Leben gerichteten besonnenen und klugen Sinnes — und ich behaupte, daß das alles noch da vorhanden ist und mitspricht, wo ein echter und kräftiger sittlicher Sinn lebendig ist —, so lange lebt auch das Religiöse im Sittlichen weiter. Es braucht nur wieder geweckt zu werden. — Im Gegensatz dazu aber ist es nur konsequent, wenn in dem Katechismus der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur jedes Wort von „heiliger" Verpflichtung, „heiliger" Aufgabe in der richtigen Erkenntnis, daß darin noch Religiöses nachwirke, ausgemerzt wird. Und an die Stelle des Unmittelbaren und Unbedingten tritt der wissenschaftliche Beweis, an Stelle jener dunkeln und „verworrenen" Impulse die helle Klarheit der Wissenschaft, an Stelle der religiösen Begründung eine künstliche und je idealer gerichtete, desto künstlichere — Bilanzrechnung der Rechte der Gesamtheit an den Einzelnen und der Selbstansprüche des Individuums.

Und sonderbar — auch hier wieder steht der wirklich vorliegende Thatbestand der vorhandnen Moral in Widerspruch mit der Forderung einer engen und schöpferisch wirksamen Verbindung von Wissenschaft und praktischer Moral, die die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur an Stelle des Bündnisses von Religion und Moral setzen möchte. Auf jener Seite selbst hören wir Klage erheben, daß diese Berührung von Wissenschaft und praktischem Leben in der Ethik noch nicht stattgefunden habe, während in ihr gerade die exakten Wissenschaften schon lange ihre weltumgestaltende Wirksamkeit entfaltet haben. Das ist doch seltsam: die ethische Wissenschaft ist älter als die moderne Naturwissenschaft; lange, bevor diese zu ihrer jetzigen Höhe sich erhoben hat, gab es eine Wissenschaft der Ethik von jedenfalls achtungswerten Leistungen. So liegt es denn doch wohl in der Sache selbst begründet und beruht nicht auf Zufall oder Unterlassungssünden, wenn jene Befruchtung des praktischen sittlichen Lebens durch die Wissenschaft, in der jenes zu bisher ungeahnter Blüte gedeihen soll, noch nicht stattgefunden hat. Und in der That, die ganze Geschichte der sittlichen Entwicklung der Menschheit beweist es, daß jene Anschauung der Vertreter der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur von der Weiterentwicklung der Moral durch die Wissenschaft mit den lebendigen Thatsachen in Widerspruch steht. Denn immer — auch schon in ruhigen Zeiten — sprachen die Forderungen des Sittlichen, je energischer und höher sie waren, zu dem Menschengeschlecht nicht mit den Mitteln des logischen Beweises, sondern führten eine energischere und kräftigere Sprache, sie drängten sich ihm auf und forderten gebieterisch, sie erhoben

in Stolz und Begeisterung und schlugen nieder in Gewissensangst und Not. Und wo immer in der Geschichte unsers Geschlechts eine Vertiefung und Erweiterung unsers sittlichen Bewußtseins wirklich und lebendig geworden ist, da hat nicht wissenschaftlicher Beweis und ruhige Ueberlegung die Hauptrolle gespielt, sondern da ist es über die Menschen gekommen wie eine fremde stürmende Gewalt in Begeisterung und Enthusiasmus, oft auch in Fanatismus und verderblichem Wahn. Im Laufe der weitern Entwicklung hat dann allerdings die ruhige und besonnene Reflexion erkannt, daß das, was im Drang des Unmittelbaren geschehen war, oft auch zugleich das Vernünftigste und Vorteilhafteste war. Aber diese Ueberlegungen waren es nicht, die die Menschen ursprünglich vorwärts getrieben hatten. Das Vorteilhafte und Vernünftige war der nebenbei sich einstellende Erfolg des sittlichen Handelns. Im Sittlichen selbst aber war und blieb immer ein Mysterium. Propheten und Reformatoren, Heilige und Enthusiasten haben die Menschen auf ihrem Wege vorwärts gebracht; die Philosophen und Gelehrten sind hinterher gekommen und sind beobachtend und berechnend von ferne dem Laufe des glänzenden Gestirnes gefolgt. Auch so hatten sie eine große Aufgabe: zu läutern, zu klären, zusammenzufassen und dem, was unmittelbar lebendig sich in des Menschen Herzen regt und die Geschichte der gesitteten Menschheit als treibende Kraft bewegt, zum Bewußtsein, zum Worte zu verhelfen. So ist es gewesen, und so wird es bleiben.

Wer wollte verkennen, daß in vielen Einzelfragen die besonnene, nüchterne, möglichst viel Material überschauende, rein wissenschaftliche Betrachtungsweise uns unendlich fördern kann. Trockne statistische Zusammenstellungen und tabellarische Uebersichten können in diesem und jenem Fall deutlicher zu uns von unsern Pflichten reden, als Bände ethischer Predigten. Der Sozialethik und Wissenschaft werden wir mehr als je zur Aufklärung über unsre alltäglichen Pflichten bedürfen. Wer das Unmittelbare und Unbeweisbare in allem Sittlichen verteidigt, redet damit noch nicht einem unklaren Sturm und Drang, der Herrschaft der Gefühle und unklaren Impulse in unserm alltäglichen Pflichtleben das Wort. Aber entgegengetreten werden soll einer Wertschätzung der Wissenschaft, nach der dieser das Höchste und Letzte im sittlichen Empfinden des Menschengeschlechts zugänglich und ihrem Urteil unterstellt sein soll, — einer Wissenschaft, die von sich behauptet, in letzter Instanz die Ethik begründen und diese so losgelöst von alle dem, was an Heiligem und Unmittelbarem das Menschenherz besitzt, auf den Boden des wissenschaftlichen Beweises und der Demonstration verpflanzen zu können. Eine Wissenschaft, die diesen Anspruch erhebt, muß schließlich immer auf das eigentlich Ethische zerstörend wirken. Denn dieses ruht schließlich auf letzten innern Thatsachen des menschlichen Gesamtlebens, die nicht weiter reduzirbar sind. Bei jedem Versuche der Wissenschaft, nach weiter hinter jenem Bewußtsein liegenden Gründen zu forschen, dieses zu begründen, müssen jedesmal fremde Gesichtspunkte, die unmittelbar in ihm nicht vorhanden waren, an dieses herangebracht werden. Schopenhauer hat Recht, wenn er behauptet, daß keine Wissenschaft die Moral im engern Sinne begründen kann. Diese läßt sich nicht begründen, sondern nur erläutern.

Wie steht es dann — um unsre Kritik etwas konkreter zu gestalten — mit der Beweisbarkeit und einleuchtenden Klarheit jenes obersten Grundsatzes der Gesellschaften: Liebe die Menschheit über alles? Hat man sich mit diesem Satz auf den Boden gestellt, den die Religionsgesellschaften nicht gefunden haben, den Boden der wissenschaftlichen Diskussion und des Beweises? — Man scheint sich in der That dieses Satzes so sicher zu fühlen, daß man kaum mehr einen Beweis für ihn unternimmt. So erfreulich nun auch dieser kräftige ethische Idealismus ist, so muß doch gegenüber dem Anspruch seiner Vertreter, bewiesene Wahrheit und wissenschaftliche Ueberzeugung, die keiner weitern Stützen mehr bedarf, zu verkünden, die Frage nach der Berechtigung dieses sichern Auftretens erhoben werden.

Und ich muß gestehen, daß die Behandlung jenes höchsten Grundsatzes als einer fast selbstverständlichen Sache einigermaßen seltsam berührt in einer Zeit, in der eines Friedrich Nietzsche gesammelte Werke mit großer Pracht und unter vielem

Lärm herausgegeben werden und die Anhänger seiner Lebensweisheit von Tag zu Tag sich mehren. Man hält sich vielleicht für berechtigt jene Lebensanschauung für eine Tollheit anzusehen, die einer weitern Berücksichtigung nicht wert ist. Aber bei aufmerksamer Beobachtung der Strömungen des modernen Lebens sollte man doch erkennen, daß der große und überraschende Anhang, den der „wahnsinnige" Nietzsche gefunden hat, auf eine noch verborgne, aber doch schon mächtige Unterströmung schließen läßt, die sich im Gegensatz zu der immer kräftiger werdenden Richtung des idealistischen Sozialismus zu bilden beginnt und mit der Zeit so erstarken muß, daß der Sozialismus wieder aufhören wird, eine fast selbstverständliche Sache zu sein.

Aber wir wollen uns nicht des Fehlers schuldig machen, einen mit Freuden zu begrüßenden ethischen Idealismus mit dem Schreckgespenst Nietzscheschen Wahnsinns zu bekämpfen. Es giebt viel edlere Erscheinungen und Mächte, die noch immer die Stimmung unsrer modernen Gesellschaft beherrschen, und denen gegenüber jener unbekümmerte ethische Dogmatismus der Gesellschaften sich seltsam ausnimmt. Noch beherrscht doch die Titanengestalt eines Goethe unsre moderne Gesellschaft, vor ihr beugt sich auch noch das jüngste Deutschland, der Goethekultus steht in seiner größten Blüte. Und zwar ist es der junge Goethe, der Goethe der italienischen Reise, der mit dem Zauber der Kräftigkeit, Urwüchsigkeit und Schöne seines Lebens einmal die gebildete Welt seines Volkes mit einer Kraft sondergleichen beherrschte, und dessen Herrschaft sich auch jetzt noch weithin erstreckt. Ich glaube, dieser Goethe würde, wenn wir ihn einmal in die Gesellschaft der ethischen Kultur versetzen könnten, sich hier — herzlich langweilen. Er würde der Ansicht sein, daß die gefürchteten Zeiten gekommen seien, „da vor lauter Thätigkeit gar nichts geschieht, oder gar das Widerwärtige," daß man vor lauter idealistischen Zukunftsplänen die Gegenwart und das Leben in ihr vergesse. Noch liegen auch die Tage der Romantik nicht ganz hinter uns, noch giebt es manchen, den der Zauber jener aristokratischen ihrer selbst gewissen oft überkühnen Berliner Gesellschaft in den Tagen der Schlegel, Humboldt, Schleiermacher berührt. Und die modernen Dichter und Künstler unsrer Gegenwart? Man begeistert sich in der ethischen Kultur für Ibsens, Sudermanns, Hauptmanns Gestalten. Glaubt man denn, daß diese Gestalten voll von selbstherrlichem, alles verzehrendem Individualismus, diese im stolzen Bewußtsein ihrer Freiheit aufjubelnden Persönlichkeiten, die in sich selbst alles Recht und das Maß aller Dinge finden, in die Welt der ethischen Kultur hineinpassen? Fühlt man nicht, daß hier eine ganz fremde unnahbare Welt sich offenbart, der man doch das Existenzrecht nicht so ohne weiteres absprechen kann?

Aber, wenn wir einmal ganz von der gewaltigen Strömung des Pessimismus absehen, auch von der Seite des kühlen Gelehrtentums, der besonnene Historiker und Geschichtsphilosophen tönen nicht zu verachtende Einwände herüber, die sich etwa so formuliren ließen: Ihr ruft uns auf zu der gemeinsamen Arbeit der Menschen, bezeichnet uns diese Arbeit doch näher, bestimmt ihre Ziele. Die vorsichtigsten und umfassendsten Erwägungen lehren uns, daß es sehr fraglich ist, ob solche gemeinsamen Aufgaben der Menschheit, in denen der Sinn ihres geschichtlichen Lebens läge, wirklich existiren. Die Geschichte zeigt uns einen geradlinigen Fortschritt nur bis zu einer gewissen Höhe der Kultur, dann gewiß noch viele Fortschritte und Errungenschaften im einzelnen, aber in Hinsicht des Gesamtdaseins, der Gesamtbilanz von Freud und Leid, von wirklich schöpferischem Leben ein regelloses Auf- und Abschwanken. „Der Fortschritt der Gattung ist kein Fortschritt des Individuums." (Wellhausen, Israelitische Geschichte, S. 321.) Blicken wir weiter hinaus auf die Entwicklung der Menschheit, so zeigt sich dem Beobachter die Gefahr der Uebervölkerung der Erde; dem noch weiter schauenden Blick enthüllt sich in trauriger Notwendigkeit die Aussicht auf die allmähliche Erstarrung der Erde und das Ersterben der eben aufgeflackerten Kultur. Doch sehen wir auch von diesem letzten Gedanken ganz ab: was für eine Gerechtigkeit läge denn darin, daß die jedesmal später kommenden Geschlechter es besser haben sollten, als die vergangnen? Der Sinn der Geschichte und des Lebens liegt

in dem einzelnen Geschlecht. Die kräftigsten Geschlechter der Vergangenheit, zu denen wir in bewundernder Freude aufschauen, haben nicht sehr viel an Vorwelt und Nachwelt gedacht, sie hatten an ihrer Gegenwart genug. Allgemeine Wohlfahrt, Beglückung aller Menschen? Eitle Träumerei! Es war immer so, daß die Millionen Knechtsdienste leisteten und die wenigen Tausende von Freien ein wirkliches Leben fristeteten.

So ließen sich die Probleme, die ein einfacher Blick in den Thatbestand unsrer modernen Gesellschaft jedem ethischen Idealismus aufdrängt, häufen. — Glaubt man wirklich, daß man dem allen gegenüber mit unerschütterlicher Ruhe bei der Ueberzeugung bleiben kann, daß man sich auf einem Boden befinde, auf dem sich wissenschaftlich beweisen läßt? Wenn man es glaubt, dann beweise man frisch und kräftig; ich finde jedoch nicht, daß in der Ethischen Kultur auch nur das kleinere Teil jener angerührten Probleme ernstlich in Angriff genommen ist, und meine, daß, wenn man sich ernstlich an ihnen versuchen würde, sehr bald eine andre Stimmung hinsichtlich der Macht des wissenschaftlichen Beweises aufkommen müßte. Mit Recht führt Salter aus, daß, wer von jenem ethischen Idealismus gepackt ist, dem die große Welt ringsumher ernst, dunkel und verworren zu werden beginnt. Bsst

---

Die württembergische fünfte Evangelische Landessynode

Um dieselbe Zeit mit der preußischen Generalsynode tagte nach sechsjähriger Pause die württembergische Landessynode. Auch diese Versammlung wurde von derselben Bewegung berührt wie die preußische und die später tagende badische Synode, von jener tiefen Antinomie zwischen Kirche und Theologie, dem überlieferten Bekenntnisstand und dem modernen Glaubensbewußtsein, einer Antinomie, deren bis jetzt lose Glieder vorübergehend Kompromisse schließen, ohne einer organischen Einigung näher geführt zu werden.

Unsre Landessynode fand einen reichbesetzten Tisch vor. Sie trat am 2. Oktober zusammen, vertagte sich bald darauf auf drei Wochen zum Zweck der Vorbereitung der Vorlagen in den Kommissionen, um dann in angestrengtester Arbeit vom 30. Oktober bis 26. November ihre Aufgabe zu erledigen. Die Regierung war diesmal so liebenswürdig und ließ sie ruhig ausarbeiten. Dieses wohlwollende Verhalten erklärt sich nicht nur aus dem glücklichen Umstande, daß genügende Geldmittel vorhanden waren, sondern noch mehr aus dem lebhaften Interesse, das die Regierung an der Verabschiedung ihrer Entwürfe hatte. Zu den günstigsten Auspizien, unter denen die Synode zusammentrat, gehört die persönliche Teilnahme unsers geliebten Königs an dem Eröffnungsgottesdienst, ein um so bedeutsamerer Umstand, als gerade diese Synode bestimmt war, die zukünftige Ausübung der landesherrlichen Kirchenregimentsrechte im Falle der Zugehörigkeit des Königs zu einer nichtevangelischen Kirche zu regeln, einem Falle, dessen Eintritt in möglichst weite Ferne gerückt zu sehen alle württembergischen Protestanten wünschen und von Gott erbitten.

Damit haben wir schon die wichtigste Vorlage genannt, die die Synode zu beraten hatte. Die Regelung dieser Angelegenheit war seit zwei Jahren Gegenstand der Wünsche weiter protestantischer Kreise. Der Evangelische Bund, der Pfarrverein, die Diözesansynoden machten darauf bezügliche Vorstellungen beim Kirchenregiment. Weil es sich aber zugleich um eine Lücke in unsrer staatlichen Gesetzgebung handelte, so erwartete man allgemein die Lösung von den staatlichen Faktoren. Um so mehr war man überrascht, als die Regierung in so kurzer Zeit mit einer fertigen Vorlage vor die Synode trat. Nicht minder glücklich war ihr Inhalt, wenn man die außerordentlich schwierige Materie erwägt, die hier zu regeln war. Wer sie freilich von rein innerkirchlichem Standpunkte beurteilen wollte, der mußte sie rundweg ablehnen. Dieser wäre aber bei den jetzigen Verhältnissen unmöglich, geschichtlich ohne jeden Zusammenhang mit den ehemaligen Religionsreversalien und somit auch ohne jede Aussicht auf Annahme bei den maßgebenden Faktoren. Der kurze Inhalt dieses für uns Protestanten überaus wichtigen Entwurfs ist folgender. Das künftige oberste Kirchenregiment, also der Summepiskopat, besteht aus drei evangelischen Ministern (oder ihren Ersatzmännern), dem Präsidenten des Konsistoriums und dem Präsidenten der Landessynode; die Befugnisse des Konsistoriums werden erweitert: ihm kommt unter anderm auch die Ernennung der Pfarrer zu, während das Konsistorium selbst nach Anhörung der „Evangelischen Kirchenregierung“ — so soll nach dem Beschluß die oberste Kirchenbehörde (der Vizekönig) heißen — von dem (katholischen) König ernannt werden soll. Die Zusammensetzung der „Evangelischen Kirchenregierung“ bildet einen entschiednen Fortschritt über die sächsische Einrichtung der in evangelicis beauftragten Staatsminister. Die Synode aber verlangte auch noch einen Theologen, einen vom Konsistorium und Synodalausschuß gemeinsam gewählten Generalsuperintendenten als sechstes Mitglied. Um ein Haar wäre an dieser Differenz zwischen Regierung und Synode die ganze Vorlage zu Fall gekommen. Jene gab aber am Ende nach; wenigstens erklärte der Kultusminister, „er könne nicht sagen, daß die Vorlage dadurch unannehmbar geworden sei.“ Die Synode gab noch weiter die Erklärung ab, daß sie die königliche Ernennung des Konsistoriums nur insolange für zuläßig halte, als das Konsistorium zugleich Oberschulbehörde sei. Auch verlangte sie eine größere Selbständigkeit des Konsistoriums gegenüber dem Kultusministerium, das, nicht im Sinne unsrer Verfassung, allmählich im Laufe der Zeiten zwischen Krone und Konsistorium als eine fast undurchdringliche Schranke hineingeschoben wurde. Namentlich waren es unsre Laien, zumeist hochgestellte Staatsbeamte, die wußten, was sie der Würde ihrer Kirche schuldig sind. Ehre solchen evangelischen Männern! Wir zweifeln nicht daran, daß der Landtag dem Gesetz seine Zustimmung erteilen wird. Selbst das zukünftige württembergische Zentrum wird ihm nicht viel anhaben können, zumal die Vorlage in fast übertriebener Korrektheit und Vorsicht selbst für den Fall vorgesorgt hat, daß einmal sämtliche Minister katholisch wären, was freilich ein Finis Wuerttembergiae bedeuten dürfte.

Die drei ökonomischen Gesetzentwürfe betreffend Witwenpensionen, Unterstützung erkrankter unständiger Geistlichen und Erhöhung der Alterszulagen sind so intern, daß sie außerwürttembergische Kreise wenig interessiren dürften. Ein weiterer Entwurf bot uns einen dritten Perikopenjahrgang mit Evangelien und Episteln, sodaß wir nun in einem sechsjährigen statt des bisherigen vierjährigen Turnus predigen können. Die mit großer Gelehrsamkeit und feinem Takt von Prälat D. v. Müller vorgenommene Textwahl fand die Billigung der Synode. Nur hat diese je für das fünfte Jahr über die Trinitatiszeit Textfreiheit verlangt und auch vom Kirchenregiment erhalten. Damit ist einem Wunsche des Pfarrvereins entsprochen, der im Hinblick auf andre deutsche Landeskirchen und aus Zweckmäßigkeitsgründen den gewiß nicht unbescheidnen Wunsch äußerte, daß auch dem württembergischen Pfarrer in angemessenen Pausen die Wohlthat der freien Textwahl gewährt werden möge. Die theologischen Gegensätze stießen bei dieser Vorlage nur streifweise auf einander. Die alten Synodalen argwöhnten in der freien Textwahl eine jener verdächtigen liberalen Forderungen, gegen die Vorsicht geboten sei, bis ihnen klar gemacht wurde, daß die ersten Vertreter der freien Texte in ihrem Lager und beim Pietismus zu suchen seien. Deutlicher trat die theologische Differenz bei der Wahl von Luk. 1, 26—38 für den zweiten Christtag hervor. Der Kommissionsberichterstatter, Hofprediger Dr. Braun, der sonst als ein führendes Mitglied der Rechten gilt, lehnte im Namen der Kommission diesen Text ab, weil er „gerade inmitten der gegenwärtigen theologischen Bewegung durch die geflissentliche Hervorhebung eines kritisch angefochtenen Punktes manchen Geistlichen Gewissensnot bereiten könnte.“ So kam es, daß viele von der Rechten für Weglassung stimmten. Doch trat bei dieser Abstimmung erstmals deren äußerster Flügel in die Erscheinung.

Dies wiederholte sich mit immer zunehmender Sicherheit bei den nachfolgenden Beratungen zu den vielen Initiativanträgen und Eingaben, auf die das Hauptinteresse der

Oeffentlichkeit gerichtet war. Wir haben ja in Württemberg eine deutlich abgegrenzten theologischen Parteien. Zwar traten in dieser Synode auf Anregung des Dekans Dr. Bacmeister etwa zwanzig gleichgesinnte Freunde zusammen, um gemeinsame Stellung zu den vorliegenden Fragen zu nehmen. Sie wollten ein vermittelndes Element bilden, ohne sich förmlich zu einer „Mittelpartei“ zu organisiren. Dennoch gab sich ganz ungesucht eine „rechte“ und eine „linke“ Seite des Hauses. Die Mittelpartei aber wurde ganz von selbst thatsächlich die Linke, obwohl niemand als ausgesprochen „links“ gelten will, um nicht in die Gesellschaft der Petenten Finckh-Gmelin-Steudel oder gar zu den „Schrempfianern“ — der neueste Ketzername — gezählt zu werden. So wurden „Liberal“ und „Positiv“ die Parteibenennungen, trotz dem akademischen Widerspruch von seiten des Vertreters der Fakultät gegen die Berechtigung der Termini. Dieser Gegensatz spielte erstmals eine wichtige Rolle bei der Beratung über die Schulbibel oder, wie man sich vorsichtig ausdrückte, das „Bibellesebuch.“ Der Antrag auf ihre Einführung wäre freilich nicht zur Annahme gekommen, wenn nicht der Führer der Rechten, Prälat Dr. v. Lechler, ihn aufs wärmste vom pädagogischen Standpunkte aus befürwortet hätte. Die christliche Presse hat es ihm und seinen Freunden übel genommen, daß sie sich von den Liberalen zu einer unverantwortlichen Neuerung hinreißen ließen. Man schlug und schlägt dort Alarm gegen diesen Abfall, der dem Antichrist vorarbeite. Die Positiven wollten nachträglich ihren Fehler gut machen und haben gegen den sonstigen parlamentarischen Brauch einige Tage nachher einen Zusatzantrag auf bloß fakultative Einführung der beschlossenen Schulbibel eingebracht und durchgesetzt, haben aber damit bei unserm Pietismus keinen Dank geerntet. Nun hat noch die Oberkirchenbehörde das letzte Wort zu reden. Diese ist freilich gewohnt, auf unsre einflußreichen „Gemeinschaften“ die erste Rücksicht zu nehmen. Die Pfarrer und die Schule und die „gebildeten Laien“ kommen bei uns erst in zweiter Linie in Betracht.

Der theologische Kampf entbrannte erst gegen den Schluß der Synode. Man hatte bis dorthin die Behandlung der Eingaben von Finckh und Genossen, von den Laien und von den Gemeinschaften aufgespart. Finckh und Genossen baten um Revision der kirchlichen Lehrbücher, der Agende und der Verpflichtungsformel. Die Laien baten um ein Parallelformular ohne Apostolikum für die Taufe und um Revision des Konfirmandenbekenntnisses und -Gelöbnisses. Die Gemeinschaften forderten Aufrechterhaltung des Bekenntnisstandes und „rechte Abfertigung“ der Angriffe darauf. Eine Eingabe von drei positiven Geistlichen sekundirte dieser Forderung und verlangte außerdem eine gründliche Reform des theologischen Studiums. Diese Eingaben wurden wochenlang zuvor in unsrer Presse, namentlich in dem „Kirchlichen Anzeiger“ erörtert, der des öftern, besonders aber noch unmittelbar vor der Verhandlung, einen ernsten Appell an die Synode richtete um eine wahrhaft evangelische Behandlung dieser Fragen. Die Synode hat es denn auch an einer gewissenhaften Prüfung nicht fehlen lassen. Große Anerkennung verdient schon der eingehende Kommissionsbericht, dem man es anmerkt, daß die Kommission sich ihrer Verantwortung voll bewußt war.

Und wie fiel nun die Entscheidung? Das ganze Land war darauf gespannt. Die Tribünen waren an dem ersten der drei Verhandlungstage dichtbesetzt von Zuhörern aus allen Klassen der Bevölkerung. Daß die Entscheidung nicht zu Gunsten der Eingaben, jedenfalls nicht der der Geistlichen ausfallen werde, das stand sicher. War doch die überwiegende Mehrheit der Synode theologisch durchaus konservativ gesinnt. Diesem Verhältnis entsprach auch die Zusammensetzung der neunköpfigen Kommission. In ihr war nur ein einziger liberal, der Gymnasialprofessor Dr. Hieber. Nicht einmal der Vertreter der Fakultät, Professor D. v. Buder, fand, wie doch das Natürlichste gewesen wäre, Aufnahme in die Kommission für Lehre (!) und Kultus. Zwar hätte er an den Kommissionsergebnissen nicht viel geändert. Ueberhaupt bot er seinen Schülern merkwürdige Ueberraschungen. Zwar hatte er am ersten Tage, nachdem die Synode wieder zusammengetreten war, bei dem Antrage auf Errichtung einer weitern sechsten Professur und deren Besetzung mit einem positiven Manne die Angriffe auf die Tübinger Fakultät, wie überhaupt auf den Betrieb der modernen Theologie mit einigem Geschick abgewiesen. Als es sich aber um die Eingaben der Geistlichen handelte, da wußte er nichts Besseres zu thun, als den jungen Herren eine pädagogische Zensur dahin auszustellen, daß sie unreife Leute seien, die noch keine Erfahrungen hätten. Ueberhaupt werden sich die jungen Theologen in Württemberg für immer merken, daß sie bei der Fakultät keine Stütze haben, obwohl sie dieser ihre Ketzereien verdanken. Man rührt in Tübingen keinen Finger um die ehemaligen Schüler und läßt sie in entscheidender Stunde im Stich. Das ist der allgemeine Eindruck im Lande.

In der allgemeinen Debatte sprachen für unbedingte Festhaltung des Bekenntnisses und der bisherigen Uebung in der Liturgie die beiden Kommissionsberichterstatter Prälat Dr. v. Lechler und Dekan Schwarzkopf. Die Reden waren nicht gerade unversöhnlich, aber auch ohne Anerkennung des gegenteiligen Standpunkts. Sie betonten, daß die moderne Theologie in wesentlichen Punkten von dem kirchlichen Bekenntnis abweiche. Deshalb könne ihr in der Liturgie kein Heimatsrecht gewährt werden. Man wolle die dissentirenden Theologen dulden, mit christlicher Langmut tragen, in der Hoffnung, daß sie ihre überreiche Wissenschaft mit einem reichen Glaubensleben vertauschen werden. Professor Dr. Hieber trat dieser Ausführung ohne leidenschaftliche Erregung, aber mit großer religiöser Wärme und rednerischer Gewandtheit entgegen. Er betonte die Gemeinsamkeit zwischen beiden Richtungen in den Grundwahrheiten des Evangeliums, wies die Vorwürfe des krankhaften Subjektivismus und der Pietätslosigkeit zurück und bat um Gehör für die Wünsche des bedrängten Gewissens und der naturnotwendigen Entwicklung unsers Kulturlebens. Diese Rede machte unter den gebildeten Laien im Lande großen Eindruck. Nicht weniger eindrucksvoll auf die Synode und auf die Geistlichkeit des Landes waren die meisterhaften Ausführungen des Vertreters des Kirchenregiments, des Oberkonsistorialrats Prälaten D. v. Wittich. Er legte die milden und weitherzigen Grundsätze des Konsistoriums dar, die es ihm erlauben, dem einzelnen Geistlichen in seiner persönlichen Entwicklung und Bewegung jede mit der kirchlichen Ordnung vereinbarte Freiheit zu gewähren und ihn nur auf den wesentlichen Inhalt der Bekenntnisschriften zu verpflichten. Aber ein Bekenntnis müsse die Kirche haben. Erst wenn einmal dieses von der Mehrheit des Volkes als eine Last empfunden werde und der rechte Mann erschienen sei, könne man an eine Neuformulirung unsers Glaubensinhalts denken.

Die Ergebnisse der Einzeldebatte sind sehr nahe bei einander. Für die Taufe wurde nach hartem Kampfe die Formel angenommen: „Wollet ihr, daß dieses Kind auf unsern christlichen Glauben (bisher: auf diesen Glauben, nämlich das vorausgegangne Apostolikum) getauft und auf Grund desselben christlich und gottselig erzogen werde?“ Für die Konfirmation wurde beschlossen, das Konsistorium soll erwägen, ob und wieweit diese Handlung dem geistigen und sittlichen Reifegrade der Kinder angemessener gestaltet werden könne. Es wäre besser gewesen, man hätte diesen Punkt gar nicht berührt. Unsre württembergische Konfirmation ist in allen ihren Teilen, in Bekenntnis und Gelöbnis eine Perle unsers Kultus, deren ergreifende Schönheit überall gepriesen, deren nachhaltiger Segen unleugbar und deren Popularität tief gegründet ist. Unser Konfirmationsbüchlein ist ein treffliches Lehrbuch und trotz einzelner scholastischer Partien von kindlicher Einfachheit und religiöser Innigkeit. Es hat natürlich auch seine Mängel. Wie könnte das anders sein bei einem so alten Büchlein? So hat denn auch die Synode die apokryphe Stelle 1. Joh. 5, 7 für die Lehre von der Dreieinigkeit durch den Taufbefehl ersetzen lassen. Aber die Gelöbnisfragen und der Handschlag, woran man den Eidescharakter tadelte, sind so treuherzig, daß wir dem Vertreter des Konsistoriums vollkommen beistimmen, wenn er für ihre unveränderte Beibehaltung sprach. Was ferner die gewünschte Revision der Lehrbücher betrifft, so hat die Synode schon in einer frühern Sitzung auf Antrag des Pfarrvereins

eine Revision der pädagogisch durchaus veralteten und scholastisch steifen „Kinderlehre“ beschlossen — ein sichtlicher Fortschritt gegen die frühern Synoden. Man könnte also die Bittsteller auf diesen Beschluß verweisen. Eine Revision der Agende lehnte die Synode rundweg ab. Dagegen beschloß sie mit ihrer Kommission im Hinblick auf die entsprechenden Eingaben der Positiven, das Vertrauen zum Konsistorium auszusprechen, es wolle auch in Zukunft den Bekenntnisstand aufrecht halten. Die Linke stimmte dagegen, nicht aus Mißtrauen, sondern weil sie auch nicht den Schein aufkommen lassen wollte, als ob sie damit einer strafferen Handhabung der Lehrzucht gegenüber den Geistlichen zustimme. Die Ordinations- oder Verpflichtungsformel wurde unverändert gelassen. Man begnügte sich auszusprechen, daß man die weitherzige Auslegung, die das Konsistorium ihr gegeben hat, billige. Eine letzte Resolution sprach den Wunsch aus, „die Oberkirchenbehörde möge erwägen, welche Wege unbeschadet der evangelischen Freiheit einzuschlagen wären, um die wissenschaftliche Bildung sowohl als die Erziehung der Kirchendiener in ein richtigeres Verhältnis zu ihrer künftigen Aufgabe zu setzen.“ In dieser Beratung spielten die theologischen Gegensätze insofern eine Rolle, als die einen eine bessere kirchliche d. h. bekenntniskorrektere Erziehung wünschten, die andern einen hermetischen Abschluß vor der Zugluft der Kritik für unmöglich und unevangelisch erklärten. Doch darüber war man einig, daß der Sprung von der Hochschule ins praktische Amt ein großer und unvermittelter sei, und daß für die praktische d. h. pastoraltheologische, amtstechnische und pädagogische Vorbildung der Kandidaten noch mehr als bisher geschehen sollte. Jedoch wies man von allen Seiten die Errichtung eines Predigerseminars oder gar Priesterseminars ab.

Ueber die übrigen Anträge können wir hier kurz hinweggehen. Sie betreffen eine dreijährige (statt der bisherigen sechsjährigen) Tagungsperiode, von der das Konsistorium nichts wissen wollte, bessere Sonntagsruhe, kirchliche Ehegesetzgebung, kirchliche Mitwirkung bei der Feuerbestattung, wirksamern Schutz für die konfirmirte Jugend, Vertretung der Landessynode in dem Landtage u. a. m. Kirchengeschichtlich wichtig ist, daß die württembergische Landeskirche sich nun auch anschickt, in die Reihe der deutschen Landeskirchen einzurücken, die sich des Altersklassensystems und der Ablösung der Stolgebühren erfreuen. Die Oberkirchenbehörde stellte sich zu diesen beiden vom Pfarrverein vorgetragnen Wünschen verschieden. Gegen das Altersklassensystem hat das Kirchenregiment große technische, dienstliche und ökonomische Bedenken. Für Aufhebung der Stolgebühren hat es die erforderlichen Schritte gethan. Leider führten diese wegen der gegenwärtigen finanziellen Depression zu keinem Erfolg bei dem Finanzministerium. Endlich sei erwähnt, daß auch wir Württemberger nun ein richtiges Disziplinargesetz für die Geistlichen haben. Im Fall Schrempf hat sich, wie die Christliche Welt seinerzeit darlegte,*) die Rechtsunsicherheit und Unwürdigkeit unsers Disziplinarverfahrens kund gethan. Dem ist nun durch die Lex Schrempf in gründlicher Weise abgeholfen.

Wir können mit den gesetzgeberischen Arbeiten der Synode recht wohl zufrieden sein. Sie bezeichnen wirkliche Fortschritte und Segnungen für das rechtliche und — ich denke an die Perikopenordnung — auch für das erbauliche Leben unsrer Landeskirche. Von den Initiativanträgen werden manche fromme Wünsche bleiben, einige aber doch auch Anregungen zur Weiterarbeit in den eingeschlagnen Bahnen bringen. Andre Beschlüsse dienen zur ökonomischen Besserstellung des Pfarrstandes. Was aber die Bekenntnisverhandlungen betrifft, so ist dem äußern Scheine nach so ziemlich alles beim Alten geblieben. Aber eines dürfen wir doch als thatsächlichen Erfolg bezeichnen: zum erstenmale standen in unsrer Landessynode die theologischen Gegensätze einander mit offnem Visir in heißem Kampfe gegenüber. Die Vertreter der kirchlichen Tradition mußten das Dasein der modernen Theologie öffentlich anerkennen. Sie haben zwar abgelehnt, den Forderungen dieser Theologie eine Gleichberechtigung mit den alten Bekenntnisformen zuzuerkennen. Aber s[ie] mußten sich mit ihnen auseinandersetzen, und sie haben es g[e]than, ohne daß man als Feinde von einander schied. Wiede[r] einmal hat der evangelische Geist der „Freiheit vom Gesetz de[s] Buchstabens“ evangelische Männer, die im Dogma nicht ein[s] sind, dennoch in der Gemeinschaft der brüderlichen Liebe e[r]halten. W Haller

*) Vergl. Jahrg. 1893 Nr. 7: Die gegenwärtige sittliche Lage des Pfarrers. Aus Württemberg.

Charles Darwin

Ein Charakterbild

2. Darwin als Gelehrter

Lehrreich und wichtig ist ein Einblick in Darwins geistig[e] Entwicklung und in seine Arbeitsweise. Schon früh zeigte e[r] die lebhafteste Neigung zur Natur und Naturwissenschaft. Be[i] dem Knaben äußerte sich diese in Sammeln von Pflanzen[,] Eiern, Mineralien und Insekten, im Schießen und Fangen vo[n] Hunden und Ratten, in der Liebe zu Hunden und andern Haustieren, in der Neigung zu langen, einsamen Spaziergängen[.] Ueber die Schule und die klassische Bildung urteilt er sehr ab[-] sprechend, zumal ihm die Sprachen recht schwer wurden: „Di[e] Schule war als ein Mittel der Erziehung für mich nicht vor[-] handen.“ „Niemand kann die alte stereotype, einfältige klassisch[e] Erziehung aufrichtiger verachten, als ich es thue; ich habe abe[r] bis jetzt den Mut noch nicht gehabt, die Schranken zu durch[-] brechen.“ Wenn er auch einmal von einem „mit Metaphysi[k] und Klassizität erfüllten Windbeutel“ redet, so hat er schließlic[h] doch seinen ältesten Knaben auf ein Gymnasium geschickt[.] Uebrigens sind die Horazischen Oden das Einzige aus dem klassischen Altertum, was ihn interessirt hat. Sonst war er ei[n] guter Durchschnittsschüler, lebhaft und eifrig für das, was ih[n] interessirte, z. B. für Shakespeare, Byron, Scott. In Edin[-] burg benutzte er die Universitätsbibliothek ziemlich viel und erwarb sich durch seine chemischen Experimente und Studien den Spitznamen „Gas.“ Das Bewußtsein, vermögend zu sein[,] bewahrte ihn vor mechanischem Examenspauken und gewährt[e] ihm manche Freiheit. Die meisten Vorlesungen versäumte e[r,] weil sie ihm zu langweilig waren. Für die damalige Geologi[e] hat er, wiewohl ihn schon geologische Probleme zu beschäftigen anfingen, Haß und Verachtung. Seine Unfähigkeit im Zeichnen und den Mangel an Uebung in der praktischen Anatomie ha[t] er später oft bedauert. Die allgemeine Bildung vernachlässigt[e] er damals; aber er nahm z. B. Unterricht im Ausstopfen vo[n] Vögeln. Auch in der medizinischen Praxis versuchte er sich al[s] Student, aber vor Operationen hatte er Abscheu, und Blu[t] konnte er nicht gut sehn. In Cambridge wandte er sich vor[-] übergehend wie der Theologie, so den klassischen Studien zu[.] Aber sein Herz und seine Thätigkeit gehörten doch schon völlig der Naturwissenschaft. Die Reise auf dem Beagle besiegelte seine Berufswahl und wandelte auch seine frühern Leiden[-] schaften um. Seitdem stand ihm das Vergnügen zu beobachten und zu schließen und urteilen viel höher als die leibliche Ge[-] schicklichkeit und die Jagd. Nach der Rückkehr las er auch philosophische und theologische Werke; aber nur kurze Zeit[.] Zu seiner Haupttheorie über die Entstehung der Arten empfing er einen wesentlichen Anstoß von Malthus Werk über die Be[-] völkerung.

Darwin war bei seinen Arbeiten langsam, gründlich, zurück[-] haltend und vorsichtig; unermüdlich, auch bis in die Einzel[-] heiten hinein den notwendigen Stoff zu sammeln und gerad[e] auch Ausnahmen und widersprechende Beobachtungen sich gegen[-] wärtig zu halten und fruchtbar zu verwenden. Er sammelte oft zuerst ohne jede Theorie Thatsachen im größten Maßstabe[,] z. B. durch gedruckte Fragebogen, durch Unterhaltung mit ge[-] schickten Tierzüchtern und Gärtnern und durch ausgedehntes Lesen. Von den gelesenen Büchern machte er sich kurze Aus[-] züge und sorgfältig registrirte Notizensammlungen. Uebrigens hatte er vor Büchern keinen Respekt. Er ließ sie nicht ein[-] binden; ja dickere Bücher zerschnitt er oft, um sie bequemer halten zu können. Aus Broschüren riß er uninteressante Seiten einfach heraus; interessante Stellen strich er an. Auch

tte er seine sämtlichen Bücher in drei Gruppen geordnet: ngelesene, gelesene und nicht katalogisirte, gelesene und katalogisirte. Uebrigens äußert er einmal: „Es macht kein Vergnügen, n Buch zu lesen, wenn man nicht ein ordentliches Gespräch rüber haben kann." Seine wissenschaftliche Lektüre war vielfach utsch. Aber er schalt viel über das „verdammte" Deutsch, s er nur schwer beherrschte und mit der englischen Aussprache szusprechen liebte.

Er war nicht Spezialist und verurteilte die Einseitigkeit d Pedanterie. Er war in allen Zweigen der Naturwissenschaft bewandert und hat manche selbständig bearbeitet und eruert. Für die naheliegenden Gebiete und die Zweige seiner Wissenschaft, die er einmal gestreift hatte, behielt er dauerndes nteresse. Die Lebendigkeit und Selbständigkeit seines Geistes nkte ihn zugleich auf die verschiedensten Probleme. Er war n Meister in der Beobachtung und Kombination, einfach in iner Methode und gewöhnt, mit möglichst wenigen und priitiven Instrumenten auszukommen. Peinlich genau und auferksam bei seinen Experimenten, machte er sich auch über verhlte Versuche Notizen. Die Experimente dienten ihm oft auch ur Erholung; und selbst „Narrenexperimente," d. h. Versuche, ei denen voraussichtlich auf kein Ergebnis zu rechnen war, ellte er mit einiger Selbstironie an. Neben der feinsten Bebachtungsgabe besaß er eine große Neigung und Fähigkeit zum Theoretisiren; oft beschäftigte er sich mit ganz phantastischen nd unhaltbaren Theorien, aber seine nüchterne Selbstkritik und Beobachtung diente ihm wiederum zur Korrektur. Bis zum Eigensinn war er zäh und ausdauernd bei seiner Arbeit, und ft strengte er sich bis an die Grenze seiner Kräfte an. Es chmerzte ihn tief, wenn sein Leiden ihm immer Zeit und Kraft raubte; er führte deshalb geradezu Register über seine hätigen und müßigen Tage. Litt es sein Zustand, so arbeitete r freudig, eifrig und schnell. Die Zeit war ihm überaus kostar. Er sagte oft: Minuten zu sparen, sei die beste Art, die Arbeit zu vollenden. Bei seinen Werken machte er zuerst inen Entwurf, ein Gerippe, das er nachher allmählich ausührte. Das Schreiben und Sprechen wurde ihm nicht leicht. Da seine Gedanken vielen Stoff zugleich ihm nahe brachten, chachtelte er gern immer neue Parenthesen in seine Sätze ein. Die Korrektur war dann schwierig. Aber schließlich war sein Stil doch immer klar, einfach, anspruchslos, ein Stil der Thatachen; seine Darstellung nicht zudringlich, sondern ruhig und geuldig auch gegenüber Einwänden und gründlich durchdacht. Wohl ährten seine Hypothesen lebhaft in ihm. So schreibt er nicht ur: „Ich glühe vollständig über meiner Arbeit," sondern schon 831: „Bis jetzt habe ich mich nur in Hypothesen ergangen; s sind aber so gewaltige, daß ich glaube, wenn sie auch nur inen Tag lang in Thätigkeit gesetzt würden, das Ende der Welt wäre da." Später äußert er auch einmal ganz offen, aß es ihn sehr aufrege, wenn er vor einer Thatsache stehe, ie mit seinen Hypothesen nicht in Einklang sei, die er auf seine Weise nicht erklären könne. Wie sehr er seine Wissenschaft iebte, zeigte er gegen Ende seines Lebens auch dadurch, daß r einen großen Teil seines Vermögens für ein naturwissenchaftliches Unternehmen, den Kew-Index der Pflanzennamen, ermachte.

W B

Lebe

Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland. 2 Mk.

1

Etwas „von neuer Art" will Avenarius in seinem Buche geben. Wir haben die große dramatische Form und die große pische Form, es fehlt uns noch die große lyrische Form. Die oll es veranschaulichen. Aber man hat ihm verschiedentlich widersprochen und Liederzyklen wie Scheffels Bergpsalmen, Chamissos Frauenliebe und Leben, Karl Stielers Winteridyll entgegengehalten. Der verdiente Herausgeber des Kunstwarts hat darauf geantwortet. Die andern erstrebten bloß die neue Form, oder auch das nicht einmal, er aber habe das Wesen der neuen Art ausgeprägt.

Worin besteht sie? Eine Charakterentwicklung kann man auf verschiedne Weise mit lyrischen Mitteln darstellen. Einer, der das Werden miterlebt hat, einer, dem es erzählt ist, kann es schildern; das wäre die lyrisch-epische Form, wie sie etwa im Trompeter vorliegt. Aber auch die Ichform mit ihren Hilfsmitteln in Tagebuch und Briefen könnte gewählt werden; das gäbe eine Novelle in Versen. Das Dritte wäre die neue Form, die Ichform und die Gegenwart. Das Geschehen muß entwickelt werden in der Vorführung der Entwicklung des Ichs. Das dem Tagesauge verborgne Ringen in der Brust des Helden muß gesucht werden, das unbewußte Schwellen, Gähren, Drängen, das der Außenwelt als Stimmung, Gedanke, Wollen und Charakter entgegentritt. So tritt der Charakter uns werdend, unmittelbar wachsend, sich ändernd gegenüber; man vergleiche etwa Goethes Werther. Kein Motiv darf in dieser Entwicklungsreihe fehlen, tief hineingraben muß der Dichter in den Bewußtseinsinhalt und Blatt auf Blatt herauslesen mit allen bewußten und unbewußten Vorstellungen, Leidenschaften, Uebertreibungen. Dies Werden eines Charakters mit ganzer Ursprünglichkeit, Innerlichkeit und Tiefe schildern will und kann nur die große lyrische Form. Lauter einzelne Lieder, jedes Stück für sich ein Ganzes, „ein befreiendes Wort, Ausdruck eines augenblicklichen seelischen Zustands, alle zusammen aber eine sich wechselseitig ergänzende und bewegende organische Komposition."

Die Ansätze dieser Form waren nun freilich schon lange da, und neu ist sie nicht. Aber in dieser Schärfe hat Avenarius wohl zuerst ihre Linien gezogen. Und vor allem, was er wollte, hat er in That umgesetzt, das knappe Vorwort ist unnötig durch das Gedicht. Hat er in ihm ein wirkliches Kunstwerk geschaffen?

Wenn ich zur Beantwortung dieser Frage dem Leser die Grundlinien des Inhalts vorziehen muß, thue ich es mit Widerstreben. Gerade bei dieser Form kann die prosaische Wiedergabe dem bedeutenden Inhalt des Gedichts nicht gerecht werden. Das unmittelbare, sich aus dem Innern herausringende Stoßseufzerhafte wird durch die Verbindungslinien, die ich ziehen muß, verwischt werden.

2

Immer schwebt ihm noch nach Jahren die Erinnerung vor, wie sie, die kleine Waise, vom Nordseestrand in die ferne Alpenstadt kam, gar bald dem gleichaltrigen Gefährten Genossin seiner Jugendstreiche ward, bis sie zur Jungfrau erblüht sich scheu abwendet. Umsonst, die erste zarte Regung ihrer Herzen läßt sie einander finden. Schon steht er nahe vor seinem Examen als Arzt, da treibt seiner Eltern Kränkung die Waise hinaus in die Welt. Nach mondelangem Suchen findet er sie wieder, die mit hartem Stolz ihn von sich weist; sie will nicht seiner Eltern Fluch als Ehesegen; aber sie kann ihn nicht lassen. Bald soll die Hochzeit sein — da bekommt er die Nachricht von ihrer Erkrankung; hin geht es zu ihr, durch die Nacht, die lange Reise, immer verlassener, verlorener, verschneiter, zum weltfernen Dorf. Aus ihrem Zimmer Kerzengeflimmer, Beten, Weinen, Allmächtiger Gott — Tot!

Er kanns nicht fassen, begreifen, mögen es auch die Stunden ihm dumpf mit jedem neuen Schlage verkünden. Das Bild der Geliebten läßt ihn nicht; und wie es immer vor ihm schwebt, lernen auch wir sie kennen aus den kleinen Zügen, die ihm auftauchen. Im Tannenwalde droben, wo er mit ihr gesessen, sucht er Ruhe, er findet sie nicht, wühlt sich immer von neuem hinein in seinen Schmerz, der bald zur Verzweiflung wird. Wie ein Geier krallt er ihn, er kann die Rosen nicht mehr sehen, denn in Rosen lag sie gebettet, hart und gelb und kalt, sie dufteten — weg! — nach Leichen. Die nagende Verzweiflung lähmt seine Arbeit. Seine beschauliche Natur hat ihre Aktivität verloren. Die Zeit mildert nicht. Ha, ein Schmerzchen, ein Dutzendschmerzchen, das verschießt wohl so wie schlechtgefärbte Wolle, und man hängts dann in den Trödelschrank. Der rechte Schmerz ist andrer Art. Ha, warum auch arbeiten? Er ist aller Fesseln frei, seine Eltern sind unversöhnt mit ihm gestorben. Er hat ja keinen, den er liebt; keinen, für den er zu sorgen hätte. Und da kommt es schon näher und näher, so ein Kerlchen, ganz rot in engen Kleidern und belauert ihn Schritt und Tritt:

Ich muß ihn gut beachten, sonst springt er mir von hinten aufs Genick und kratzt mich. . . . Dann ist er wieder weg. . . . Verflucht, wär das der Wahnsinn? Wahnsinn, Wahnsinn! . . .

Um ihm sein zweckloses Leben nicht anheimfallen zu lassen, will er des Lebens Fessel abwerfen. Er geht zum stillen blauen See, und wie er schon den Schritt in den Wellen hat, hört er Geschrei, und er, der eben den Tod gesucht, rettet einen kleinen Knaben vom Tode des Ertrinkens. Es ist drollig! Die alte Zuchtmeisterin Gewohnheit! So zu apportiren, und nun da in dem Balg seinen ersten Patienten zu haben. Aber damit ist für ihn die Brücke geschlagen zur Mitwelt hinüber; er wird mitten hineingestellt in das Leid andrer.

Aus der romantischen Empfindungspoesie des ersten Teiles geht es hin zu realistischen Bildern, die mit erschreckender Naturwahrheit vors Auge ziehen. Es ist eine „banale Reportergeschichte“: Der Mann war irgendwo Arbeiter, brach den Arm, verdiente nichts mehr, die Kinder hungerten, er ging zu zeitig an die Arbeit zurück, war ungeschickt, wurde gerädert, die Kinder hungerten; die Mutter konnte sie nicht ernähren, sie stahl, es kam heraus, sie hing sich auf, die älteste Tochter wurde zur Dirne, die Kinder hungerten doch; da nahm sie alle in einen Kahn und ertränkte sich mit ihnen, die übrigen sind tot. Der Junge da lebt dank seiner verdienstlichen Retterthat.

Da wäre es wohl das Beste, den kranken schwächlichen Jungen ihnen nachfolgen zu lassen; aber nein, er will ihn erhalten; das schwache Kind vom Riesen Leben totgequält zu sehen wäre reizlos, kein Kräftespiel, es fehlte der Gegenstoß, die Federkraft. Es ist also nur ein künstlerischer Reiz, der ihn treibt. Aber bald wird es mehr.

Es spukt um mich —
Aus Armut, Hunger, Krankheit, Verbrechen,
Zerrbilder spuken um mich —
Weg mit euch!
Mit euern ekeln Gliedern pfuscht ihr mir ins Bild —
Rein will ich ihn halten, meinen Schmerz:
Weg mit euch!
Aber sie weichen nicht!
Neben dem Kind, neben dem alten Weibe
Wachsen sie aus dem Boden in hundert Gestalten
Zu Bildern, Bildern, Bildern,
Und drängen sich vor mich hin,
Daß ich sehen muß,
Daß ich hören muß,
Daß ich ihre Thränen berühren könnte,
So nahe sind sie mir,
Daß mich ihre Schmerzen mitschmerzen könnten,
Als hätte ich sie am eignen Leibe —
Niedrig häßliche Pöbelschmerzen.

Aber das aristokratische Weg! hilft nichts. Ganz langsam wirkt das Hineingestelltwerden.

Sehn, sehn, sehn!
Leiblichen Auges müßt das Leid ihr sehn.
Dann kennt ihrs erst! Was ihr vom Elend hört,
Bleibt immer was Erzähltes. Tausend Menschen
Verhungern jährlich. „Arme Teufel,“ sagt ihr
Und setzt euch vor die Schüssel. Tausend Menschen
Verkommen an der Seele wegen Gelds.
„Daß sie so schwach sind,“ mit der Zunge schnalzt ihr
Bedauernd; „ich wär stärker.“ Nein, ich spotte
Darum eurer nicht. Ihr habt ja nur gehört,
Sehn müßt ihr, sehn!

Und da tritt auch schon die Frage heran: Warum dies Leid? Ruhelos treibt sie ihn umher, hinein in die Kathedrale, und auch da tönt sie wieder, und tausendstimmig singt sie die Menschheit: Wir leiden alle und suchen Dich, Gott, und wir fragen Dich, denn Du schufest uns: Warum leiden wir? Wir leiden alle, alle! Freilich keine Antwort, aber doch, dann kommt es über ihn, das Mitleid, und kocht sein ganzes Blut zu Thränen: „Brüder sind wir alle, denn alle, alle leiden wir.“ Von diesem Gesichtswinkel aus sieht eigner Schmerz plötzlich ganz anders aus.

Die blutenden Wunden der Welt ringsum
Sehn wir sie erst, fühlen wir sie,
Und brennten wir nieder den eignen Schmerz,
Der fremde brennt unser Herz aus.

Aber die Menschen da herum, auch den kleinen Kerl im Bett, lieben — nein! Da gewinnt es plötzlich Gestalt, was

gestern schon und ehegestern wie eine Traumstimmung über i hingeschwebt:

Daß ich weilte, Gertrud, an deinem Bett, als lägest du kra vor mir, als würdest du genesen, geneset das Kind. . . .

Und so wird ihm allmählich wach, wieviel die Tote ih gegeben, was nicht gestorben ist; sie hat diese Menschen gelie und gepflegt — er denkt anders an sie, „und innig fragt mich, kann Liebe sterben?“ Da tritt der Gott der Liebe zu ih

Lebe, so sprach er, lebe! und noch einmal Lebe! und die G storbene lebte.

Hier ist der Höhepunkt; aus dem Dunkel Halt gebieter ist ihm das Mitleid entgegengetreten. Zur Arbeit ruft ihn auf.

Denn der Linderung spottet nicht jedes Weh,
Nicht jedes Elend der Hilfe,
Auch für den Fühlenden giebt es ein Glück,
Wenn ers erwirbt durch die That;
Mitleid, durch dich
Find ich das Glück des Beglückens!
Durch meine Welt ists wie ein Glanz gegangen
Und steht im Osten wie ein Morgenrot.

Der Schmerz hat ihm eine andre Empfänglichkeit für d Große und Gute gegeben; nicht als gezwungner Knecht d düstern Pflicht will er helfen, es ist „bis einst mein Auge brid mein stolzes Recht.“ Er wird Armenarzt, und die ärmlich Zimmer der Arbeitervorstadt sind sein Reich.

Aber hier läßt der Dichter die Entwicklung nicht abschließe er braucht ein künstlerisches Ende. Er führt ihn hinaus in d Natur; er sieht sie jetzt mit anderm, aufgeschlossenem Auge a Im Gesicht erscheint ihm die, die einst sein war, führt ihn a hohen Fels und rührte leis sein Aug:

Da sah ich fern und nah, als lägs vor mir
Gleich nah und klar. Und in den Felsen sah ich
Die Quellen rieseln, in den Wäldern drunten
Sah atmen ich der Bäume Laub, durch Mauern
Der Menschenhäuser sah ins Innere ich,
Und statt der Körper wandern sah ich Seelen
Und liebte, liebte alles, was ich sah —
Du aber wiesest nochmals auf die Welt:
„Das schenk ich dir,“ und nochmals auf zum Blau:
„Das schenk ich dir.“

3

Die beigefügten Proben werden zeigen, daß Avenari seiner Dichtung eine Sprache verliehen hat, die an Goet erinnert. Und doch trägt die Form ganz des Dichters ind viduelles Gepräge. Es ist, als wenn er der Stimmung sel die Worte abgelauscht und den Rhythmus der Leidenschaft erspäht hätte. Seine freien Rhythmen sind vollendet. Dah die merkwürdige Macht der Dichtung, uns eine Stimmung v vornherein mitzuteilen und uns in das gewollte Gefühl bannen. Also schon deshalb sind hier mitten im Gewühl natur listischer und realistischer Dichtungen Gründeutschlands und ga abseits von ihrer Art die zarten Gebilde der innern Welt v Herzschlags reiner Empfindung zu finden, eine Dichtung v hoher Schönheit.

Aber ist es nicht Tendenzpoesie? Gewiß steht im Hinte grunde das düstere Gemälde sozialer Not, die unser ganz modernes Leben beherrscht. Jedes moderne große Werk wi sich ganz der drängenden Wucht sozialer Fragen nicht entschlage können, wie Sudermann und Hauptmann beweisen, ja au Goethe, der in seinem Wilhelm Meister soziale Probleme g sehen und zu lösen versucht hat. Aber ein ausschlaggebend Kritiker sagt mit Recht, daß Avenarius in das alte lyrisc Thema vom Liebesleide das gewaltige Notmotiv der Gegenwa machtvoll hineingewebt hat, ohne von der reinen Höhe d Dichtung auf den flachen Boden der Tendenzpoesie herabzusteige Und uns scheint das vor allem die Hand des gereiften Künstle zu zeigen, daß der Held herausgehoben wird, wie wir sahe aus dem Forum seiner leidenden Mitmenschen und hineingeste in das Mitleben mit der ganzen Natur.

„Den wir als unreifen Jüngling kennen gelernt, verlass wir als einen zu voller geistiger Mannheit gereiften groß Menschen,“ sagt Avenarius. Sollen wir seine gewonnene We anschauung in ein System bringen? Die einen würden sage

s sei ein mystischer Pantheismus mit einem Beigeschmack von Diesen Kuß der ganzen Welt.“ Andre könnten die Tendenz nsers größten dramatischen Werkes heraushören, daß der gute Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl ewußt ist, also das Evangelium von der wieder entdeckten Natur n Menschen. Oder es bieten sich unschwer die Parallelen zur ehre vom erlösenden Mitleid in Wagners Parsival. Ob man amit dem Kunstwerk gerecht wird? Wie mahnt doch der Dichter lbst zur Vorsicht, wenn er in der Vorrede bemerkt, daß die ichtung eine ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit, eine wechselnde instellung des innern Auges von Blatt zu Blatt verlange, um u entscheiden, was von dem jeweiligen Bewußtseinsinhalt des ier redenden Ichs auf Wahrheit, was auf Uebertreibung, was uf Selbsttäuschung beruhe. Wer freilich das den Liedern nicht lbst abspüren wird, dem wird auch die Vorrede nichts sagen önnen. Möchten aber viele selbst das Büchlein in die Hand ehmen, das ihnen singt, wie ein gewaltiger Schmerz das Menschenherz niederwerfen und wieder aufrichten kann.

Otto Meisner

Verschiedenes

(Erfreuliches aus der kirchlichen Presse) Ist man bescheiden, so ntdeckt man in unsrer kirchlichen Presse immerhin manches Erfreuliche. Sehr hervorgehoben zu werden verdient in diesem Sinne der Eingangs=rtikel des Dezemberhefts der Konservativen Monatsschrift: „Kampf egen den Umsturz.“ Politische und kirchliche Dezember=lphorismen. Der Artikel beweist, daß die Uebereinstimmung in den vangelisch=sozialen Kreisen (ob der Verfasser Mitglied des Kongresses ist, eiß ich nicht, thut auch nichts zur Sache: der Gesinnung nach gehört r hinein) einer so konkreten und brennenden Sache wie der neusten Antiumsturzgesetzgebung gegenüber eine durchgängige ist. Auf dem Frankfurter Kongreß erwies sich vielmehr eine theologische Einmütigkeit ls eine sozialpolitische. Der neusten Sozialpolitik des Reiches gegenüber ind alle Evangelisch-Sozialen, mögen sie aus dem nationalliberalen oder onservativen Lager kommen oder zur Demokratie hinneigen, einig. Der Dezemberartikel der Konservativen Monatsschrift zeichnet als das große Ziel, das „über alle Differenzen des Tages und über das oft so öde Gezänk der Parteien hinaus nicht aus dem Auge verloren werden darf: uf politischem Gebiet die Staatshilfe für das Proletariat, der »Kampf gegen den Umsturz«, aber nicht ein Kampf der Agitation oder er Polizei gegen Leute, die wenigstens zur Hälfte recht haben, sondern vor allem ein Kampf gegen die Unkenntnis und en Egoismus der besitzenden Klassen.“ „Den praktischen Einvand, daß es doch unmöglich sei, in irgend einem Parlament sozialistische Reformen durchzusetzen, halten wir nicht für stichhaltig. Die Parlamente allerdings werden von sich aus nichts zustande bringen gegen den Widerstand der Regierungen, auch wenn ihre Majoritäten sich zu er Höhe christlicher Anschauung emporschwingen sollten, daß die be=itzenden Klassen nicht nur Opfer, sondern gewaltige, für eden empfindliche Opfer bringen müssen aus Liebe zu den Brüdern.“ Wenn diese Gesinnung politisch maßgebend würde für die onservative Partei, wäre die unselige Umsturzvorlage des verdienten Be=gräbnisses sicher, freilich der Schade ihrer Einbringung längst nicht gut=gemacht. Von allen Seiten ist das Ernsteste und Schwerwiegendste gegen diese fast unbegreifliche Verblendetheit vorgebracht. Man lese etwa auch in den Grenzboten Nr. 1 den nur allzu treffenden Artikel: Verkehrte Politik.

Welches Programm aber stellt die Konservative Monatsschrift auf für die kirchliche Arbeit? „Auf dem kirchlichen Gebiete soll der Arbeit nach außen für den sozialen Frieden die Arbeit nach innen für den kirch=lichen Frieden vorausgehen, ein Verzicht auf die Rechthaberei, die, mit dem Scheine des Felsenglaubens bekleidet, nun Schaden genug gestiftet hat, und ein Friedensschluß der Schulen und Parteien zu gemeinsamer Hingabe an den, und zur Arbeit für den, der die Liebe ist.

„Möge das kommende Jahr uns diesen Zielen näher bringen.“ Wir sagen: Amen.

Auch die Reformirte Kirchenzeitung fährt fort, ihren „altgläubigen“ Standpunkt in ehrenwert sachlichem und friedfertigem Tone zu vertreten. Beweis ein Artikel in Nr. 52: Gedanken über den Bonner Ferienkursus. Unsre Chronik hat bereits auf ihn hingewiesen und Mitteilungen daraus zugesagt; wir verzichten deshalb auf Auszüge an diesem Ort. Wenn erst die Kreuzzeitung, der Reichsbote, die Allgemeine Evangelisch=Lutherische Kirchenzeitung und die andern alle sich zu dieser Kampfesart bekehrt haben werden, dann erst werden die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart zum Segen der Gemeinde ernstlich ausgetragen werden können. R

(Die Weihnachtsnummer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung) Nr. 602, Morgenausgabe vom 25. Dezember, brachte zur Eröffnung einen Artikel, in dem sie das politische Treiben der Gegenwart an dem Weihnachtsgesang der himmlischen Heerscharen mißt. In unglaublich schwülstiger Rede deklamirt sie, daß noch nie so wenig „Friede auf Erden“ gewesen sei. In den Parteien ist jedermanns Hand gegen jeder=manns Hand erhoben, und zu diesem „entbehrlichen Hader“ tritt noch „der uns aufgenötigte grimmige Kampf, den wir gegen die Verwüster

der Grundlagen unsers christlich=monarchischen Staates führen müssen.“ „Wie finden wir den Weg, der uns aus diesem schweren Wirrsal der Zeit hinausführt nach dem Boden, über den die Palmen des Friedens ihr Blätterdach breiten, wo Gottes Ehre hell leuchtet, und auf dem »den Menschen ein Wohlgefallen« erblüht?“ Der einzige Weg ist: die mit glühender Begeisterung und vielen Worten gepriesene christliche Gesinnung. Dann heißt es plötzlich: „So finden wir, wenn wir uns von dem rechten christlichen Weihnachtsgeist durchdringen lassen, das beste und wirksamste Antisozialistengesetz: in dem Gesetz, das wir uns selbst den Brüdern und Volksgenossen gegenüber, aus deren Reihen die Umsturzpartei ihre Anhänger gewinnt, auferlegen.“ . . . „Ueben wir also diese Liebe . . . und öffnen wir ihr eine breite und tiefe Bahn in der gemeinsamen Arbeit der Regierung und der Volksvertretung.“

In derselben Nummer, auf derselben Seite, in denselben Spalten wird „unterm Strich“ in dem Feuilleton mit den gröbsten Farben geschildert, wie ein Mensch in das Schlafzimmer einer jungen Dame eindringt und an der Entkleideten einen Notzuchtversuch begeht.

So kämpft man für Religion, Sitte und Ordnung. F Sch

(Hans Sachs und seine Zeit) Ein Lebens= und Kulturbild aus der Zeit der Reformation von Rudolph Genée. Mit 156 in den Text gedruckten Abbildungen, Faksimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern. XIV., 524 S. Leipzig, J. J. Weber. 10 Mk., in Original=Leinenband 12 Mk., auch in acht Lieferungen zu 1,25 Mk.

Unter den größern Veröffentlichungen, die die vierhundertjährige Geburtstagsfeier des Nürnberger Volkssängers am 5. November d. J. hervorgerufen hat, dürfte keine geeigneter sein, das Verständnis dieses durch und durch eigenwüchsigen Mannes, seines Wollens und Wirkens, weitern Kreisen unsrer Gebildeten neu zu vermitteln, als Rudolf Genées Prachtwerk „Hans Sachs und seine Zeit.“ Wie schon der Titel andeutet, wählt der Verfasser, als dramaturgischer Schriftsteller und früher auch als Shakespearevorleser rühmlich bekannt, den unsers Erachtens einzig gangbaren Weg, um zur richtigen Wertschätzung des Meistersingers und Spruchdichters zu gelangen, indem er ihn mit glücklichem Griff in den Mittelpunkt der großen Zeit und der weltbewegenden Ideen des Reformationsjahrhunderts hineinstellt, die kaum anderswo einen so lebendigen Pulsschlag des öffentlichen Lebens hervorriefen wie in der mächtigen freien Reichsstadt im Herzen Deutschlands. So erhalten wir zuerst ein farbenreiches, mit prächtigen bildlichen Darstellungen geschmücktes Bild von Wachstum und Blüte des alten Nürnberg, von seinen Handels= und Kunstbestrebungen, von den gährenden und kämpfenden geistigen Mächten, die eine neue Zeit heraufführen sollten. Und alles, was diese werdelustige Zeit bewegt, spiegelt sich nun wieder in dem klaren, weltoffnen, frommen Geist des reimfrohen Handwerksmeisters. So vor allem die volkstümliche Bewegung der Reformation. Mit eingehendem Verständnis schildert Genée, wie Hans Sachs zum „Volksdichter der Reformation“ wurde, wie seine „Wittenbergische Nachtigall“ überall Wiederhall weckte, wie meisterhaft er in seinen Prosadialogen die Sache Luthers ebenso gerecht wie tapfer verfocht, wie er als Mitarbeiter Osianders in der „Weissagung vom Papsttum“ sogar mit dem Rat seiner Vaterstadt in Konflikt geriet, wie er aber auch im Sturm der spätern Kämpfe Glaubensfestigkeit und =treue bis zuletzt bewies. Wenn wir es bedauern möchten, daß die Kenner der Reformationszeit unter den evangelischen Theologen uns zur Hans=Sachs=Feier mit keinem größern Beitrag zur Würdigung dieses treusten Herolds unsers Reformators beschenkt haben, so sind wir um so dankbarer erfreut darüber, daß unser Verfasser, der ja zunächst nur den Dichter und deutschen Mann feiern wollte, so richtig und glücklich den Kern seines Wesens erfaßt hat. Von hier aus lernen wir nun an Genées kundiger Hand das Streben des volkstümlichen Dichters verstehen, alle Bildungsstoffe der Zeit sich anzueignen, in seinen Flugblättern und Spruchgedichten zur Bildung und sittlichen Hebung seiner Volksgenossen zu verwerten. — Daß Hans Sachsens Schwänken und Fastnachtsspielen eine eingehende Würdigung zu teil wird, versteht sich bei dem genauen Kenner der Entwicklung des Dramas von selbst, wie ja Genée auch in seinen Bühnenspielen zur Feier des Hans=Sachs=Festes mit Erfolg einige der Sachsschen Stücke zur Darstellung brachte. Aber auch die Meisterlieder, die uns ja wohl am wenigsten genießbar erscheinen wollen, treten dadurch in ein neues Licht, daß durch Notenbeilagen — für Nichtkenner wohl zum erstenmale — der Beweis geführt wird, wie diese Lieder nie ohne ihre Melodie gedacht und gemacht worden sind, also auch nie davon losgelöst, in sich beurteilt werden können. — So sei das schöne Werk, dessen reicher Bilderschmuck den Preis als einen recht billigen erscheinen läßt, als Andenken an das Hans=Sachs=Fest den Lesern der Christlichen Welt bestens empfohlen. R K

(Die Frauenfrage) Eine zeitgeschichtliche Studie von Adolf Philippi. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1894. 80 Pfge.

Dies reizend ausgestattete Büchlein ist wirklich lehrreich. Nicht daß es ein auch nur einigermaßen zutreffendes Bild von dem Stande der Frauenbewegung giebt — das ist bei des Verfassers grundsätzlicher Abneigung gegen alles, was auch nur den Verdacht der „Emanzipation“ erwecken könnte, ausgeschlossen. Aber es läßt uns einen lohnenswerten Blick thun in die Stimmung, die in den Kreisen des Herrn Geheimen Hofrats und frühern Professors über die Frauenfrage herrscht.

Ich glaube nicht, daß es viele Frauen geben wird, die die Ausführungen Philippis lesen werden, ohne an irgend einem entscheidenden Punkt den energischsten Widerspruch zu erheben. Der erste Teil behandelt die „weibliche Arbeit in den Formen der männlichen Berufsart.“ Die sogenannte niedere Frauenfrage wird nur ganz flüchtig gestreift und ein oder zweimal als Beweis gegen Recht und Aussicht der

Bewegung überhaupt verwandt. Von dem, was über die Bestrebungen der den „bessern Ständen“ angehörigen Frauen gesagt wird, kann ich nur einiges zur Charakterisirung des Standpunktes herausgreifen, den der Verfasser einnimmt. Zulassung zum Universitätsstudium würde selbstverständlich nicht für die theologische (Mulier taceat in ecclesia!) und juristische Fakultät gefordert, wohl aber für die medizinische und philosophische. Die Frauenärztin wird folgendermaßen abgethan: „Und nun frage ich jede Frau selbst, unter Vergegenwärtigung ihres Bekanntenkreises, ob sie lieber von dem Herrn Doktor oder der Frau Doktor behandelt sein möchte. . . . Bei den Frauen verleugnet sich nie das Persönliche, das Zufällige*) ihrer Individualität.“ Und das sei ja auch für die meisten Lebenslagen sehr „erfreulich und kurzweilig.“ Sodann die Forderung: „Studirte Lehrerinnen an Töchterschulen anstatt der Lehrer!“ Ihre Haltlosigkeit und praktische Undurchführbarkeit wird durch folgende unbewiesene Behauptungen erhärtet: Die Frau lernt nie Grammatik; sie bringt es nie zu durchdringender Auffassung der Geschichte; es giebt sehr wenig Frauen, die scharf und sicher rechnen; schließlich muß die Physik als „entschiedne Renonce“ bezeichnet werden. — Gelegentlich wird auch einmal „ein Gefühlsargument wenigstens angedeutet“: „Sollen wir nun annehmen, daß künftig für unsre Söhne das Ewig-Weibliche anziehender sich verkörpern wird in solchen jungen Damen, deren liebste Beschäftigung ein flotter wissenschaftlicher Disput ist?“ — Der zweite Teil unterzieht die Aussichten der Frauen auf dem Gebiete der „Musik und schönen Wissenschaften“ einer Prüfung. Das Ergebnis ist gleich negativ. Ueberall steht die Frau weit hinter dem Manne zurück, auch auf dem Gebiete des Romans, wobei Philippi zu übersehen scheint, daß die meist gelesenen, nachhaltigst wirkenden englischen Romane der Gegenwart von Frauen verfaßt sind (George Elliot, Humphrey Ward, Sarah Grand, Beatrice Harradau). — Zuletzt die „Konkurrenz zwischen Frau und Mann und der häusliche Wirkungskreis der Frau,“ gewissermaßen ein Resümee des Ganzen: „Die Frauen dürfen ihren Erwerb nur da suchen, wo nach ihrer Arbeit ein Bedürfnis ist, mit andern Worten: wenn, was sie machen wollen, die Männer nicht oder nicht so gut machen.“ Die Fogerung ist natürlich: die Frau gehört ins Haus. Und dann wird die gesegnete Wirksamkeit der „Schutzengel“ des deutschen Hauses mit zarten Farben rührend ausgemalt.

Wenn man den ungeheuern Prozentsatz der Frauen ins Auge faßt, die gerade in den bessern Ständen durch die Ehe nicht „versorgt“ werden, so scheint es fast frivol, diese alle mit der Weisung abspeisen zu wollen, im Hause Bethätigung zu suchen. Denn das ist eine einfache Unmöglichkeit. Einen Beruf aber müssen wir ihnen schaffen, denn nur der hat eine sittliche Berechtigung, der einen Beruf ausübt. Deshalb ist es Recht und Pflicht der Frauen, in erster Linie eine andre Erziehung und Bildung zu fordern, als die ist, die ihnen bis heute in den weitaus meisten Fällen geboten wird, damit sie sich die zu ernster und strenger ihrem Stande entsprechender Berufsarbeit unerläßliche Vorbildung verschaffen. An die Stelle der ästhetisch-romantischen Verbildung, die soviele unsrer jungen Mädchen für das Leben verdirbt, muß eine wirklich praktische Ausbildung treten. Wir Männer aber sollten uns nicht auf den Standpunkt der Beati possidentes stellen und aus Konkurrenzfurcht die Frau von dem ausschließen, was allein ihre Lage zu bessern imstande ist. Es ist an der Zeit, dieser Frage ernst und ohne Schrecken ins Auge zu schauen und auf gründliche Abhilfe zu sinnen. Mit solchen Mittelchen, wie sie Philippi am Schluß zum besten giebt, ist nichts zu machen. E Tnn

(Frauengenossenschaft zur Förderung des Obst- und Gartenbaus) Der Berliner Verein Frauenwohl veröffentlicht einen Aufruf zur Bildung einer Frauengenossenschaft mit beschränkter Haftpflicht zur Förderung des Obst- und Gartenbaus. Wir haben wiederholt auf diese Bestrebungen hingewiesen (vgl. Nr. 33 u. 35 d. v. J.) und ihre Wichtigkeit anerkannt. Hier soll nur kurz angedeutet werden, welches der Zweck dieser Genossenschaft ist: 1. Es sollen Gartenbauschulen gegründet werden. 2. Es soll Berufsgärtnerinnen, denen das nötige Kapital fehlt, sich selbständig zu machen, ein Arbeitsfeld geboten werden, indem die Genossenschaft das notwendige Kapital vorstreckt oder die Bearbeitung eines Besitzes auf ihre Rechnung gewährt. 3. Will man den Gartenerträgen durch Zentralverkaufsstellen in größern Städten Absatz verschaffen.

Die zur Verwirklichung dieser Pläne nötige Mindestsumme beträgt 100 000 Mk.; sie soll durch Zeichnung aufgebracht werden, indem als geringste Einzahlung 100 Mk. angenommen sind, die auf einmal oder in Raten von monatlich 5 Mk. entrichtet werden können.

Anmeldungen zum Beitritt (auch Männern ist dieser möglich) nimmt Fräulein Dr. Castner, Berlin, Potsdamerstraße 6 II an. E Tnn

(Die Freunde der Mäßigkeitssache) machen wir darauf aufmerksam, daß die Arbeit des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke sich seit kurzem auf dem Lande leichter und fruchtbringender betreiben läßt als bisher. Der Verein verlangte bisher mindestens 2 Mk. Jahresbeitrag und lieferte dafür Schriften, die recht wertvoll, aber namentlich für Landleute zu eingehend und hie und da nicht volkstümlich genug waren. Nunmehr hat der Verein beschlossen, außerordentliche Mitglieder unter der Bezeichnung „Anhänger“ aufzunehmen und für diese ein besondres, vierteljährlich erscheinendes Blatt zu gründen. Der Mindestbeitrag eines Anhängers ist nur 50 Pfge. Die erste Nummer der neuen Zeitschrift („Blätter zum Weitergeben“) erhält man gegen 10 Pfge. von unserm Mitarbeiter, dem Geschäftsführer Dr. W. Bode in Hildesheim. Diese Nummer eignet sich besonders zur Belehrung von Trinkern und ihren Angehörigen. R

*) Der Sperrdruck rührt vom Schreiber dieser Zeilen her.

(Nach Schluß der Redaktion) kommt mir Nr. 4 des Reichsbot in die Hände mit einem Offenen Briefe an mich. Ich werde sehr ge darauf antworten, wenn der Herr Verfasser wenigstens mir seinen Nam nennen will. Der Wert der Offenheit wird durch die Anonymität, sie begleitet, beeinträchtigt, und ich bitte den Herrn Verfasser im Int esse der Sache auf diese zu verzichten. R

Quittung

Für die achtzigjährige Lehrerswitwe: 20 Mk. von J und Frau, Herford i. W.; je 10 Mk. von W H, Marburg; J H, Aug burg; M R, Frankfurt a. M.; Sch, Gandersheim; 6 Mk. von N Thann i. E.; je 5 Mk. von J B, Berlin; Frau M, Berlin; N Männedorf; L R, Hamburg; K, Gießen; je 4 Mk. von S & W 68; V wandtschaftssammlung H, Bremen-Woltmershausen; je 3 Mk. von Speck, Bez. Stettin; S, Heilbronn; G, Pölitz in Pommern; je 2 M von Lehrerswitwe, Münsterberg in Schlesien; Bl, Friedberg i. 1,60 Mk. von A R, Eisenberg, S.-A.; 1,15 Mk. von C E, Böblinge 0,50 Mk. von N N, Elze in Hannover.

Vielen Dank und viel Gutes zum Neuen Jahr! Bonus

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen We

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Durch Gottes Güte haben wir ein gesundes Töchterlein.
Frankfurt a. M., 7. Januar 1895
Pfarrer Rade,
Dora Rade, geb. Naumann

Emma Brandstäter
Arthur Titius
Verlobte
Eydtkuhnen Berlin

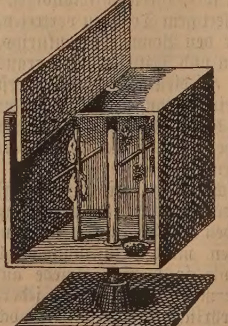
****

Von
Die Wahrheit
Beiträge zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens
Herausgeber: Chr. Schrempf
(Monatlich 2 Hefte. 8°. Vierteljährlich 1 Mk. 60 Pfg.)
ist soeben das erste Januarheft erschienen.
Inhalt: Tolstois Bekehrung. Von Chr. Schrempf. — Die Naturalisten und Gerhart Hauptmann I. Von S. Binder. — Einige Gedanken über den Eid. Von Chr. Schrempf. — Wider den Umsturz. Von Willigis.
Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Probenummern unberechnet und postfrei von
Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart

****

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr eignet, mit 3 Liter feinstem M dizinal-Cognac garantirtes We destillat Mk. 8. 3 Liter Cogn grande Champagne Mk. 12. 3 Li feinsten alten Portwein, Madei Malaga, Sherry, Lacrimae Mk. 6.25. Originalgebinde obi Weine 16 Liter Inhalt Mk. alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle Höchster Rab. Alle Vorteile Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen
Nr. 162.



Fütterungskaste für Vögel!
Fütterungskasten für Vögel! Al Freunden der Vogelwelt empfohl Die Kasten drehen sich mit dem Win sodaß sie stets einen geschützten fluchtsort für die Vögel bilden, das Futter nicht verschneien ka Zu beziehen für 3½ Mark v Mechaniker
R. Wolff, Delitzsch

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig